

Fantasia I 235e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1235e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2025 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2025-10

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1235e – Magazin für Phantastik



edfc



Joachim B.
Schmidt
Kalmann

Roman • Diogenes

***Schmidt, Joachim B.: Kalmann**

Joachim B. Schmidt [Joachim Beat Schmidt, 1981–]

***Kalmann 1: Kalmann* (2020)**

Diogenes 24 644 (TB 352 S./€ 13,00)

Zürich 2024/50

Genre: Krimi

Ich wünschte, Großvater wäre bei mir gewesen. Er wusste immer, was zu tun war. Ich stolperte über die endlose Ebene Melrakkasletta, hungrig, erschöpft, blutverschmiert, und fragte mich, was Großvater getan hätte. Vielleicht hätte er sich eine Pfeife gestopft und die Blutlache einfach zuschneien lassen, hätte seelenruhig zugeschaut, einfach um sicherzugehen, dass sie sonst niemand finden würde.

Immer wenn ein Problem anstand, stopfte er sich eine Pfeife, und sobald uns der süße Rauch benebelte, war alles gar nicht mehr so schlimm. Vielleicht hätte Großvater beschlossen, niemandem davon zu erzählen. Er wäre nach Hause gegangen und hätte sich keine

Gedanken mehr darüber gemacht. Denn Schnee ist Schnee, und Blut ist Blut. Und wenn einer spurlos verschwindet, ist das vor allem sein Problem. Neben dem Eingang unseres Häuschens hätte Großvater sich die Pfeife an der Schuhsohle ausgeklopft, die Glut wäre im Schnee erloschen, und damit wäre die Sache erledigt gewesen. (S. 9)

Der Icherzähler Kalmann Óðinsson ist dreiunddreißig Jahre alt und lebt allein in dem kleinen Dorf Raufahrhöfn, das nur noch 173 Einwohner hat, seit der große Heringsboom vorbei ist. Seine Mutter arbeitet als Krankenschwester in der nächsten Kleinstadt und kümmert sich regelmäßig um ihn, denn er ist ein wenig zurückgeblieben, offenbar als Folge von Problemen bei der Geburt.

Sein Vater ist Amerikaner und lebt längst wieder in seiner Heimat; er hat Kalmann nur einen Cowboyhut, einen Sheriffstern und eine echte, wenn auch ungeladene Mauser hinterlassen; diese Attribute trägt Kalmann ständig, weshalb man ihn

scherzhaft auch Sheriff von Raufahrhöfn nennt.

Kalmann braucht ein wenig länger als andere Menschen, bis er etwas begriffen hat, außerdem leidet er unter unkontrollierbaren, gegen sich selbst gerichteten Wutanfällen sowie einem damit verbundenem Gedächtnisverlust. Aber wenn er einmal etwas begriffen hat, dann merkt er es sich für immer, weshalb es seinem unheimlich fürsorglichen Großvater Óðin, nach dem er benannt ist, gelungen ist, ihn nicht nur lebensstüchtig zu machen, sondern ihm auch die Jagd auf Islandfüchse und sogar auf Grönlandhaie beizubringen. Leider ist der Großvater mittlerweile dement, und wenn ihn sein Enkel im Heim besucht, erkennt er ihn meistens nicht wieder.

Zum Glück bekam ich dann einen Computer mit Internetanschluss, und damit wusste ich schlagartig viel mehr als früher. Denn das Internet weiß alles. Es weiß, wann du Geburtstag hast und ob du den Geburtstag deiner Mutter vergessen hast. Es weiß sogar, wann du das letzte Mal auf dem Klo gewesen bist

oder dir einen runtergeholt hast. Das sagte zumindest Núi, der mein bester Freund war, als sich die Sache mit dem König zutrug. Aber was genau in meinem Kopf los war, konnte mir niemand erklären. Ärztepfusch, sagte meine Mutter einmal, als sie noch in Raufarhöfn lebte und ihr das so rausrutschte, wahrscheinlich als ich Elinborgs Katze abknallte und zerlegte, weil ich von Großvater gelernt hatte, wie man das machte, und üben wollte. (S. 12)

Kalmann hat einen einzigen Freund, Núi, mit dem er über das Internet kommuniziert, denn vermutlich noch minderjährige Núi, der niemals sein Gesicht zeigt, ist zwar ein IT-Profi, aber offenbar körperlich schwer behindert.

Kalmanns Geschichte kommt ins Rollen, als der Hotelbesitzer und Großtuer Róbert McKenzie – den Namen hat er sich selbst gegeben – vermisst wird. Das passt damit zusammen, dass Kalmann bei der Jagd auf einen Fuchs in der weiten, schneebedeckten Melrakkasletta-Ebene eine große Blutlache entdeckt hat; außer Núi, der sogleich kri-

minalistische Theorien spinnt, hat Kalmann niemandem davon erzählt.

Hier wartet Kalmann vor dem Schulhaus, um der netten Polizistin Birna nun doch von dem Blut zu erzählen, denn man will einen Suchtrupp nach Róbert losschicken.

Eine knappe Stunde später stand ich also vor dem Schulhaus. In voller Ausrüstung. Nur so fühlte ich mich vollständig. Das war bei mir einfach so. Cowboyhut, Sheriffstern und Mauser. Selbst wenn ich manchmal dafür ausgelacht wurde. Die Ausrüstung gab mir Schutz. (S. 36)

Róbert hat sich viele Feinde in Raufarhöfn gemacht, so viel steht fest. Da gibt es beispielsweise sein Projekt Arctic Henga, das Konkurs machte und bei dem viele kleine Bürger aus dem Ort ihr Geld verloren haben. Schlimmer noch ist, dass er sämtliche Fangquoten für Hering in Raufarhöfn aufgekauft hat, sie aber nicht nutzt, so dass es hier keine Arbeit mehr gibt und der Ort langsam ausstirbt.

Kalmann beschreibt in einzigartiger Weise den Versuch eines geistig leicht Behinderten, ein eigenbestimmtes Leben zu führen. Dadurch, dass der Autor Kalmann als Icherzähler einführt, gewährt er uns tiefe Einblicke in dessen Innenleben, auch wenn der Protagonist Manches verschweigt und Manches vergessen hat. In zweiter Linie ist *Kalmann* aber auch ein ungemein spannender Krimi, der uns zudem in die Mentalität und die Lebensweise der Menschen im ländlichen Island einführt.

Joachim B. Schmidt ist gebürtiger Schweizer, ist aber nach etlichen Aufenthalten in Island im Jahr 2007 dort heimisch geworden und hat sich mit einer Vielzahl von Hilfsjobs durchgeschlagen – er kennt also das, worüber er in seinem Roman berichtet, als direkter eigener Erfahrung.



Dietrich Faber [1969–]

Henning Bröhm 4: Schneller, weiter, töter (2015)

rororo 27 041 (TB 268 S./€ 9,99)

Reinbek bei Hamburg 2016

Genre: Krimi

Nur wenige Augenblicke später bin ich mir nicht mehr ganz so sicher, ob ich wirklich wach bin. Könnte es nicht sein, dass ich wirr träume? Mir wäre es jedenfalls lieber. Mit leicht schlotternden Knien und einem erhöhten Puls steige ich die Treppe wieder hinauf, gehe ins Schlafzimmer, schalte mein Nachttischlämpchen an und blicke in die inzwischen geöffneten Augen meiner Frau.

„Was ist?“, fragt sie.

„Melina...“, antworte ich.

„Wo ist sie?“

Franziska sitzt nun kerzengerade im Bett.

„Sie ... äh, ist bei der Polizei“, stammele ich.

Franziska legt ihre Stirn in Falten.

„Bei der Polizei? Das wundert mich jetzt so stark nicht. Schließlich arbeitet sie ja dort.“

„Sie ... äh, ist anders bei der Polizei.“

„Wie anders?“

„Auf der anderen Seite ... sozusagen. Sie sitzt in Untersuchungshaft.“ (S. 6)

Vier Jahre sind seit Henning Bröhmans letztem Abenteuer vergangen, und es hat sich in der Familie viel getan: Sohn Laurin ist schon elf Jahre alt und ein richtiger Nerd geworden; Tochter Melina ist volljährig und Bereitschaftspolizistin in Frankfurt; Ehefrau Franziska ist aus der Haft entlassen, hat die Zwillinge Frida und Nick geboren und verdient Geld in einer Musikschule; Henning selbst hat bei der Polizei gekündigt und betätigt sich neben seiner Hauptaufgabe als Kinderbetreuer gelegentlich auch als Musiker.

Doch dann gerät die Familie in höchste Aufregung, denn Melina sitzt wegen Mordverdachts in Untersuchungshaft.

Der Anlass war eine gewalttätige Demonstration progressiver, linksautonomer Kräfte gegen Bernd Lubricht, den Chef der

Olympia GmbH, der um jeden Preis für 2024 eine Olympiade nach Frankfurt holen will.

Melina hat offenbar während ihres Einsatzes bei der Demo einen Tritt gegen den Kopf erhalten, und dann ist Lubricht mit ihrer Dienstwaffe, die seither verschwunden ist, erschossen worden.

Vor ihrer Verhaftung hat Melina noch mit einem Psychologen über ihre physischen und psychischen Probleme gesprochen, die von ihrer massiven Gehirnerschütterung davongetragen hat.

Eigentlich schien die Situation unter Kontrolle. Lubricht hat geredet, wir standen in einer Reihe und haben alles gesichert. Dann warf irgend so ein Idiot wie aus dem Nichts einen Feuerwerkskörper oder so in Richtung Bühne, und dann ging alles drunter und drüber. Außer Kontrolle. Die Demonstranten stürmten in Richtung Bühne, von weiter hinten flogen Steine, wir versuchten, uns zu wehren. Man sah aber nix, durch den Rauch von diesem Feuerwerkding. Irgendwann bin ich gestürzt, ich weiß nicht mehr, warum, und dann kam

wohl der Tritt gegen meinen Kopf, ich weiß auch nicht. Ich kann mich nicht mehr erinnern. Jedenfalls war ich kurz weg. Weiß gar nicht, wie lang. Ein Kollege hat mich wohl zum Sani getragen. Doch die rannten dann alle zur Bühne, denn da lag ja der Lubricht. (S. 49)

Henning bekommt heraus, dass Melina mit Josh Krüger, einem der aktivsten Anti-Olympier, liiert ist. Mit einem T-Shirt mit der Aufschrift ACAB tarnt er sich als Alt-Aktivist und schleicht sich undercover in Krügers Gruppe ein, um den wahren Mörder zu ermitteln – sehr zum Gespött der Frankfurter Polizisten, als seine Tarnung auffliegt.

Schneller, weiter, toter bietet Krimispannung, Satire und Familiendrama in unterschiedlicher Dosierung.

THEODOR J.
REISDORF
NORDSEEFLUCH

KRIMINALROMAN



Theodor J. Reisdorf

***Nordseefluch* (2013)**

Bastei-Lübbe 16 744 (TB 236 S./€ 8,99)

Köln 2014, 2. Auflage

Genre: Krimi

Mein Vetter Hannes aus Grevenbroich hatte sich im besten und teuersten Hotel der Insel Juist einquartiert und uns zu einem kostenlosen Wochenendbesuch eingeladen. Meiner Frau war der Besuch nicht nach der Nase. Sie befürchtete, mein trinkfester Vetter würde mich mit Beschlag belegen, während sie mit unseren Söhnen in einem kahlen Hotelzimmer sitzen würde. (S. 5)

Der Lehrer Josef Färber reist mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Söhnen auf die Insel Juist, weil dort sein Cousin Hannes Verlobung mit seiner langjährigen Freundin Evi feiert.

Doch während der Zeremonie ertönt eine Sirene.

Die Hiobsbotschaft erreichte uns. Eine wohlhabende Familie aus Oldenburg,

die hier im Haus eine der teuersten Wohnungen gemietet hatte, vermisste ihre Tochter Marion. Sie war zwölf Jahre alt und nicht wie gewohnt nach Hause gekommen. (S. 10)

Die zwölfjährige Marion wird vermisst. Färber erinnert sich, ein Mädchen, auf das ihre Beschreibung passt, bei dem Eisverkäufer Manfred Kuhnert gesehen zu haben. Dieser Kuhnert ist ein früherer Schüler von Färber und hat dem Mädchen ein Eis geschenkt, was Färber im Nachhinein ein wenig merkwürdig vorkommt.

Ein plötzlicher Lärm, als fielen Flaschen auf den Boden, ließ uns erstarren.

„Hannes!“, rief Evi entsetzt und verschwand ebenfalls in der schmalen Gasse, die auf den Hof des See-Shops führte. Ich folgte ihr.

Mein Vetter hatte unvorsichtig den Platz für das Leergut betreten und sich, weil er sein Wasser abschlagen wollte, hinter die Kastenstapel gestellt. Sein Schrei, urig und tief, traf mich wie ein elektrischer Schlag. Ich rannte nun auch

los und sah Evi, die sich an den schwankenden Bierkästen festhielt und sich erbrach.

Hannes stand wie versteinert zwischen Leergutkästen, starrte mich an und wies sprachlos mit der linken Hand nach unten.

Ich sah den mageren nackten Mädchenkörper, der ausgestreckt in der Gasse der gestapelten Flaschenkästen lag, obwohl nur graues Licht in den Abstellplatz fiel. (S. 16f)

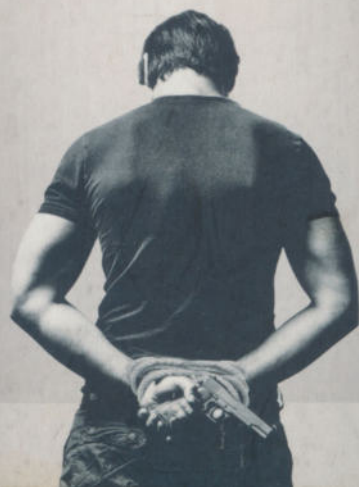
Hannes hat zu seinem größten Entsetzen die Leiche eines Mädchens entdeckt. Für Färber steht nun fest, dass Kuhnert etwas mit dem Fall zu tun hat und teilt das auch der Polizei mit, die sofort mit der Suche nach dem plötzlich verschwundenen Eisverkäufer beginnt.

Nordseefluch, der letzte Roman des beliebten Krimi-Autors Theodor J. Reisdorf, wirkt stilistisch ein wenig naiv, liest sich aber trotzdem unterhaltsam.

GREGG HURWITZ

PROJEKT ORPHAN

THRILLER



**Gregg Hurwitz [Gregg Andrew Hurwitz,
1973–]**

Projekt Orphan

(The Nowhere Man, 2017)

Unbekannter Verlag (TB 480 S./€ xx)

Unbekannter Ort 2023

Genre: Thriller

Ein Nackt-Selfie.

Damit fängt es an.

Hector Contrell hat einen Siebzehnjährigen, der an Middle Schools in East L. A. Mädels für ihn aufreißen soll. Der Junge – er hört auf den unpassenden Namen Addison – ist ein ausgezeichneter Köder: attraktiver Gammellook, Bartflaum auf der Oberlippe, Popstarwangenknochen, dunkelblondes Haar, das ihm auf diese aufreizende Art in die Augen fällt. Er trägt einen Hoodie und fährt Skateboard, damit er als Fünfzehnjähriger durchgeht. Den Mädels sagt er, er ist Profiskater mit Sponsoringvertrag. Oder Rapper bei einem großen Label. In Wirklichkeit ist er ein kiffender Loser, der mit seinem älteren Bruder und dessen Kumpels in einer

gemieteten Garage wohnt, seine Nächte vor *Call ofDuty* verbringt und dabei eine grüne Glasbong namens Fat Boy raucht. (S. 9)

Hector Contrell ist Mädchenhändler von Beruf, spezialisiert auf Minderjährige. Ein schicker, siebzehnjähriger Junge namens Addison dient ihm dabei als Köder und Aufreißer. Wenn dieser ein Mädchen erst einmal überredet hat, ein Nacktfoto von sich auf Facebook hochzuladen, dann entkommt es ihm nicht mehr.

Von Contrell aus landen die Adressen bei diversen Männern mit nicht ganz alltäglichen Vorlieben. Österreichische Industrielle. Scheichs. Drei Brüder in Detroit mit einem gut gesicherten Geräteschuppen aus Metall. Im Internet können sie in aller Ruhe und ungestört die Ware begutachten und, falls erforderlich, weitere Produktinformationen anfordern: Aufnahmen aus einer anderen Perspektive, bestimmte Posen. Dann treffen sie ihre Wahl, und ein Produkt landet im Warenkorb. (S. 10)

Die Mädchen, die meist aus der Unterschicht stammen, werden entführt, verschifft und am Ende ermordet. Dasselbe Schicksal droht auch der fünfzehnjährigen Anna Reznian. Doch ein guter Freund, dem sie sich in ihrer Not anvertraut, gibt ihr die Telefonnummer des Nowhere Man. Und prompt statt dieser Addison einen Besuch ab.

Der Junge verzieht abschätzig den Mund. Schnickt sich mit einer Kopfbewegung die Haare aus den blauen Augen, derentwegen so manche junge Frau auf einem Containerschiff mit unbekanntem Zielhafen gelandet ist.

„Was willst *du* denn?“

„Hector Contrells Adresse.“

Addisons mädchenhaft dichtbewimperte Augen weiten sich, aber er hat sich schnell wieder im Griff. „Keine Ahnung, wer das sein soll. Und wenn, würd' ich's dir eh nicht sagen.“

Evan verzieht keine Miene. Das macht die Leute meist nervös.

Beginnende Verunsicherung zeigt sich auf Addisons Gesicht, aber er blinzelt

sie weg. „Ich kenn die richtigen Leute, du Opfer. Die können dich verschwinden lassen, einfach so.“ Das Fingerschnalzen ist in der kühlen Luft deutlich zu hören. „Für wen hältst du dich überhaupt?“

„Für den Nowhere Man.“

Ein trockenes Schlucken. Der Adamsapfel des Jungen geht einmal rauf und wieder runter. (S. 13)

Addison behandelt Evan Smoak gering-schätzig, wird allerdings etwas ängstlich, als er hört, dass sich dieser für den Nowhere Man ausgibt.

Diesen Namen kennen nicht viele. Aber dunkle Gerüchte haben sich in bestimmten Vierteln verbreitet wie Abfall, den der Wind durch grafittibeschmierte Gassen treibt.

Addison macht einen Schritt zur Seite, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Als er spricht, klingt seine Stimme ganz rau, weil sich ihm die Kehle zuschnürt. „Das ist doch nur so ‘ne Bullshit-Geschichte.“

„Dann gibt's ja auch keinen Grund, Angst zu haben, oder?“

Addison bleibt stumm.

„Du weißt doch, was mit den Mädchen passiert“, erinnert Evan ihn.

Es dauert einen Moment, bis Addison seine Stimme wiederfindet. „Die verschwinden.“

„Wohin?“

„Keine Ahnung. Zu irgendwelchen Typen.“

„Und die machen was mit ihnen?“

Der Junge zuckt die Achseln und unterdrückt doch tatsächlich ein Kichern.

„Na ja, was Typen halt so machen.“

„Die Adresse.“

„Geht nicht. Hector bringt mich um. Echt.“

Evan sieht ihn unverwandt an.

Addison gerät ins Stocken. „Nein“, sagt er, als auf einmal der Groschen fällt. „O nein. Hey, ich bin erst siebzehn. Du willst mich doch jetzt nicht umbringen, oder?“

Dann folgt ein Schlag, den Evan mit zwölf oder dreizehn von einem ruppi-

gen Nahkampf-Ausbilder der Marines gelernt hat.

Der sogenannte Gaumenspalter.

Dabei handelt es sich um einen nicht tödlichen Schlag, der das Nasenbein, die Knochen der Nasennebenhöhlen und der Augenhöhlen zertrümmert, also de facto den Schädel einmal von Schläfe zu Schläfe horizontal durchtrennt. Danach hängt der Oberkiefer locker herunter, weil er nicht mehr richtig fixiert ist.

Evans Augen werden schmal. Er sucht sich die richtige

Stelle aus und schlägt zu.

Er hätte dem Jungen nicht zugetraut, sich so gut zu halten, aber er steht immer noch aufrecht vor ihm auf dem Bürgersteig. Eine Art Sabber tropft ihm aus dem Mund und beiden Nasenlöchern.

„Nein. Umbringen werd’ ich dich nicht.“

Addison ringt keuchend nach Atem. Mit seinem neuen Gesicht wird es ihm nicht mehr ganz so leichtfallen, Mädchen aufzureißen.

„Die Adresse“, wiederholt Evan.

Das, was noch von Addisons Mund
übrig ist, sagt ihm, was er wissen muss.
(S. 14f)

Smoak entlockt Addison auf nicht gerade zimperliche Weise die Adresse von Contrell. Smoak legt Contrell kurzerhand um und leitet die gesamte Namensliste, die er auf dessen Computer findet, an das örtliche FBI weiter. Danach macht er sich auf den Weg, einige Kunden von Contrell persönlich zu bestrafen und an Mädchen zu retten, was noch zu retten ist.

Contrell war früher im Orphan-Programm, einer geheimen Abteilung des Verteidigungsministeriums, die Waisenjungen zu Killern ausbildete. Jetzt soll das Programm geschlossen und alle noch lebenden Orphans getötet werden. Aber Smoak hat noch ein ganz anderes Problem, denn eine südamerikanische Drogenbande entführt ihn in die Schweiz, um an sein dortiges Nummernkonto heranzukommen.

Projekt Orphan beginnt mit sehr drastischer Action, als hätte der Schriftsteller und Drehbuchautor Gregg Hurwitz schon an die Verfilmung gedacht. Nach der Entführung

des Protagonisten versandet der Roman allerdings in endlosen Wiederholungen der Leiden des Helden.

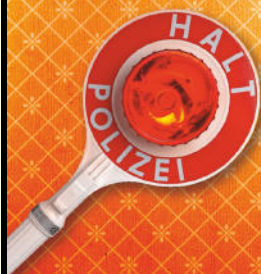
Rita Falk

SPIEGEL
Bestseller



SAUERKRAUT- KOMA

Ein Provinzkrimi



dtv
groß
druck

***Falk, Rita: Sauerkrautkoma**

Rita Falk [1964–]

***Franz Eberhofer 5: Sauerkrautkoma* (2012)**

dtv 21 561 (TB 266 S./€ 11,95)

München 2021, 10. Auflage

Genre: Krimi

„Wie, München?“, frag ich jetzt erst mal.

„Ja, München halt. Was verstehen S' jetzt da nicht, Eberhofer?“, sagt der Bürgermeister, ohne sich umzudrehen. Er steht am Rathausfenster und schaut in unseren wunderbaren Hof hinaus.

„Einiges“, sag ich. „Das Wort ‚Zwangsbeförderung‘ zum Beispiel. Und das Wort ‚Versetzung‘ versteh ich auch nicht. Am wenigsten versteh ich das Wort ‚München‘, Bürgermeister. Warum soll ich weg von Niederkaltenkirchen? Die haben doch bestimmt genug Beamte dort in München, die auf die Münchener aufpassen können, oder?“ (S. 5)

Franz Eberhofer, Niederkaltenkirchens berühmtester – und einziger – Polizist wird

auf unbestimmte Zeit nach München abgeordnet. Dafür soll der Simmerl Max, veganer Sohn des ortsbekannten Metzgers, einen zivilen Sicherheitsdienst abgeben.

Natürlich lassen es sich Oma und Papa nicht nehmen, den Sprössling in seiner neuen Dienststelle, der bekannten Löwengrube, zu besuchen.

„Verdammte Scheiße!“, ruft der Papa plötzlich, grad wie wir so gemütlich durch die Straßen schlendern, und zeigt auf den Platz, an dem vorhin noch der Admiral gestanden hat.

„Jessas, unser Auto ist ja verschwunden“, sagt dann auch die Oma gleich darauf.

„Wie, euer Auto ist verschwunden?“, frag ich erst mal, weil ich mir einen Papa ohne Admiral besser nicht ausmalen mag.

„Hier! Hier hat er gestanden!“, rufen der Papa und die Oma im Duett und fuchteln ganz wild mit ihren Armen umeinander. Aha.

„Aha“, sag ich so und ahne schon, was mir jetzt blüht. (S. 34)

Wie es das Unglück will, wird Papas historischer Opel Admiral in München sogleich gestohlen. Erfreulicherweise findet ihn der Franz zwei Tage später im nahen Wald wieder und fährt ihn sogleich zurück nach Niederkaltenkirchen, auch wenn das Auto aus unbekannten Gründen erbärmlich stinkt.

Zu Hause nimmt der Papa seinen Schatz sogleich in Augenschein.

„Franz!“, sagt der Papa ein paar Augenblicke später. Er steht im Türrahmen und ist käsig von Kopf bis Fuß.

„Ich hab echt keine Ahnung, warum der so stinkt, Papa. Nicht die geringste. Ich jedenfalls kann nichts dafür“, sag ich, beiß in eine Schinkensemmel und schnapp mir den Sportteil der Zeitung.

„Franz“, sagt der Papa noch einmal und steht wie angewurzelt im Türrahmen.

„Ja! Was?“, schrei ich ihn an, dass sich sogar die Oma umdreht.

„Da ist eine Leich' in unserem Kofferraum“, sagt er, wankt dann langsam

zum Tisch rüber und sinkt schließlich schwerfällig auf einen Stuhl. (S. 41)

Tatsächlich, im Kofferraum des Admiral liegt eine Frauenleiche, jung, slawischen Aussehens, welche ganz offensichtlich den Grund für die Geruchsbelästigung darstellt.

Und schon hat der Franz einen neuen Mordfall, mit dem er seinem ihm nicht sonderlich zugeneigten Münchner Dienststellenleiter eine Freude machen kann.

Sauerkrautkoma beginnt ein wenig familiär-betulich, wächst sich aber ab dem Fund der Leiche zu einem amüsanten und spannenden Krimi aus. Zwischendurch darf der von einem Nebenbuhler geplagte Franz seiner Susi einen Heiratsantrag machen – aber ob dieser Nebenkriegsschauplatz süße Früchte tragen wird, das sei hier nicht verraten.



Ian McEwan
*Der
Tagträumer*

Diogenes

Ian McEwan [Ian Russell McEwan, 1948–]

Der Tagträumer

(The Daydreamer, 1994)

Diogenes 23 257 (TB 156 S./DM 15,90)

Zürich 2000/80

Aus dem Englischen von Hans-Christian Oeser

Genre: Phantastik

Als Peter Glück zehn Jahre alt war, sagten ihm die Erwachsenen manchmal, er sei ein „schwieriges“ Kind. Er verstand nie so recht, was sie damit meinten. Er selbst fand sich überhaupt nicht schwierig. (S. 9)

Peter, zehn Jahre alt, ist ein Sprössling von Thomas und Viola Glück; im Gegensatz zu seiner Schwester Tina, sieben, gilt er als schwieriges Kind.

Erst viele Jahre später, als er selber längst erwachsen war, ging Peter endlich ein Licht auf. Man fand ihn schwierig, weil er so still war. Das machte den Leuten offenbar zu schaffen. Ein weite-

res Problem bestand darin, daß er gern allein war. (S. 10)

Peter ist gern allein und träumt dabei vor sich hin.

Hier fährt er gerade zusammen mit Tina im Bus zur Schule.

Peter war stolz. Er würde überall auf seine Schwester aufpassen. Sie konnte sich auf ihn verlassen. Angenommen, sie befänden sich allein auf einem Bergpaß und sähen sich einem Rudel ausgehungelter Wölfe gegenüber – er wüßte genau, was zu tun wäre. Er würde darauf achten, daß sie keine plötzliche Bewegung machten, und mit Tina zurückweichen, bis sie mit dem Rücken gegen einen großen Felsen standen. So konnten die Wölfe sie nicht einkreisen.

Dann nimmt er aus der Hosentasche zwei wichtige Gegenstände, die er vorsorglich mitgebracht hat: sein Jagdmesser und eine Streichholzschatel. Er zieht das Messer aus der Scheide und legt es ins Gras, für den Fall, daß die Wölfe sie angreifen. Schon schleichen

sie näher heran. Sie sind so ausgehungert, daß sie geifern und knurren und heulen. Tina schluchzt, aber er kann sie jetzt nicht trösten. (S. 15)

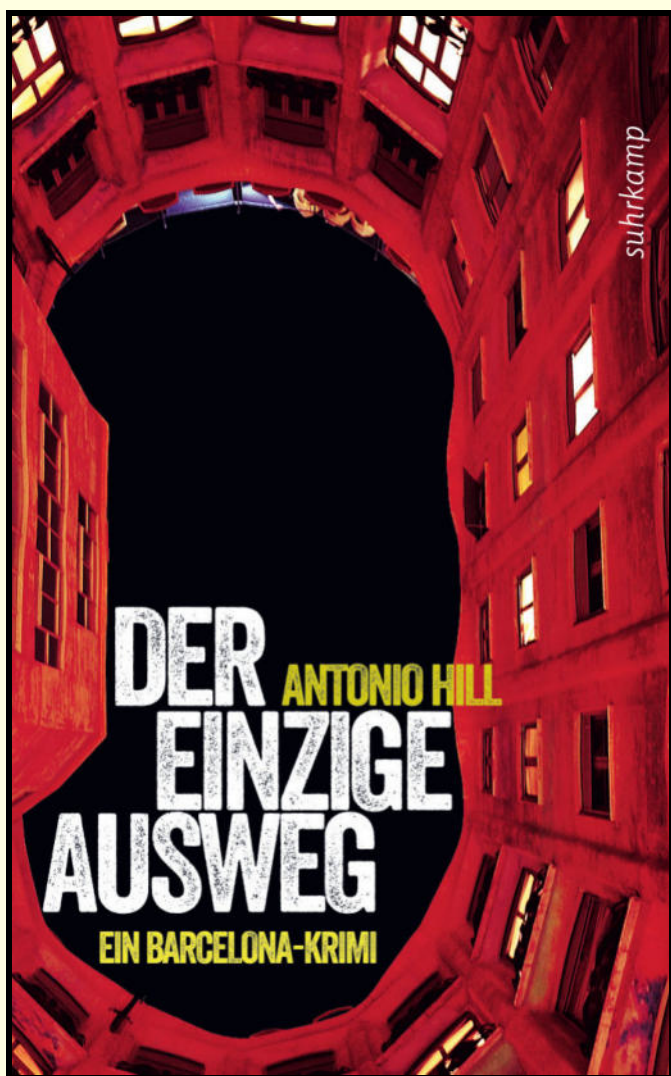
Weil Peter im Bus gerade so damit beschäftigt ist, seine Schwester vor ausgehungerten wilden Wölfen zu beschützen – jedenfalls in seiner regen Phantasie –, übersieht er beinahe die Station, an der die Beiden aussteigen müssen. Peter springt im letzten Moment noch aus dem Bus – und vergisst dabei völlig seine Schwester. Er läuft dem Bus nach, bis er völlig außer Atem ist, erreicht ihn aber trotzdem nicht rechtzeitig bei der nächsten Haltestelle; aber die kluge Tina ist dort zum Glück auf eigene Initiative ausgestiegen.

Weil man in der Schule nicht so recht weiß, was man mit diesem Träumer anfangen soll, steckt man ihn in eine Fördergruppe – aber selbst dort fällt er auf, weil er von dem ihn ungeheuer langweilenden Unterricht noch weniger mitbekommt als zuvor.

Als Erwachsener wurde er dann Erfinder und Geschichtenerzähler und führte ein glückliches Leben. In diesem Buch findet ihr einige der seltsamen Abenteuer, die sich in Peters Kopf abgespielt haben. Sie sind genauso festgehalten, wie sie sich zugetragen haben. (S. 21)

Es hat den Anschein, als würde Ian McEwan in *Der Tagträumer* von seiner eigenen Kindheit erzählen – mit einigen kleinen Übertreibungen, damit es dem Leser nicht langweilig wird, wie es sich für einen guten Geschichtenerzähler gehört.

Der unterhaltsame und amüsante Text ist ein Episodenroman, der eine Reihe von bemerkenswerten Erlebnissen des kleinen, hochbegabten und offenbar völlig verkannnten kleinen Peter erzählt.



Antonio Hill

Héctor Salgado 2: Der einzige Ausweg
(Los bueonos suicidas, 2012)

Suhrkamp st 4487 (TB 394 S./€ 9,99)

Berlin 2013

Aus dem Spanischen von Thomas

Borvot

Genre: Krimi

Hector wies sich aus und stieg, nicht frei von einem mulmigen Gefühl, die Treppe zur Metro hinunter. Die Selbstmörder, die dieses Mittel wählten, waren zahlreicher als in den Medien erwähnt und von den Statistiken erfasst, wenn auch nicht so zahlreich, wie die Legenden es erzählten. In einigen war gar von „schwarzen Stationen“ die Rede, von U-Bahnhöfen, wo die Anzahl der Personen, die ihrem Leben ein Ende setzten, ungleich höher war als anderswo. Um zu verhindern, was man als Nachahmereffekt kannte, wurden diese Todesfälle der Öffentlichkeit verschwiegen. Hector konnte es zwar nicht beweisen, aber sein Bauchgefühl sagte ihm, dass solche Selbstmorde mehr ei-

nem Augenblick der Verzweiflung entsprangen als einem bewussten Plan. Die Bahnsteigkante vor einem, die Möglichkeit, mit einem einzigen Schritt alle Probleme aus der Welt zu schaffen, diese Aussicht setzte sich durch gegen die natürliche Angst vor einem schmerzhaften Tod, vor dem Bild des eigenen zerstückelten Körpers. (S. 25)

In Barcelona ist eine junge Frau vor die Untergrundbahn gesprungen und von dieser sofort zerstückelt worden.

Inspektor Héctor Salgado muss in diesem grausigen Fall ermitteln. Videoaufnahmen aus dem Bahnhof zeigen, dass die junge Frau vor ihrer Tat einen ängstlichen Eindruck machte, gerade so, als ob sie verfolgt würde. Man findet ihre Handtasche und identifiziert die Tote als Sara Mahler, eine geborene Österreicherin, die schon seit vielen Jahren für die Kosmetikfirma Alemany in Barcelona arbeitete.

Saras Handy wurde ein von paar Jungen gefunden und mitgenommen; aber als sie es sich anschauen, liefern sie es lieber bei der Polizei ab. Auch Héctor ist sehr irritiert,

als er die einzige Nachricht anschaut, die darauf abgespeichert ist.

Hector schaute auf das Display. Die Nachricht bestand nur aus drei Wörtern, in Großbuchstaben, mit einem Foto im Anhang.

VERGISS DAS NICHT

Als er das Foto öffnete, begriff Salgado, warum Fort ihn gerufen hatte und warum dieser Junge aus der Dominikanischen Republik seinen Bruder an den Ohren gepackt und hergeschleift hatte, damit er das verdammte Ding ablieferte. Zuerst dachte er, es seien in einem Baum verhedderte Drachen. Doch nachdem er das Bild vergrößert hatte und die Details erkennen konnte, sah er, dass es etwas anderes war. Ein Baum war es, das schon, mit dicken, kräftigen Ästen. Aber was da hing, diese an Stricke geknüpften Gestalten, waren Tiere. Die steifen Körper von drei erhängten Hunden. (S. 35)

Es bleibt nicht bei diesem einen mysteriösen Selbstmord. Es scheint, als gäbe es eine

geheimnisvolle Kraft, die Menschen ohne vernünftigen Grund in den Suizid treibt.

Der einzige Ausweg ist ein klug konstruierter und literarisch angehauchter Krimi.

Beate Vera

**Wo
der Hund
begraben
liegt**

*Ein Provinzkrimi
aus Berlin*

Jaron

Beate Vera []

Lea Storm & Martin Glander 1: Wo der Hund begraben liegt. Ein Provinzkrimi aus Berlin

Jaron (TB 288 S./€ 9,95)

Berlin 2014

Genre: Krimi

Ein leichter Wind strich durch die Wipfel der Baumsetzlinge hinter den Bänken, und ganz in der Nähe hörte Lea ein Käuzchen rufen. Sie sah zwei Personen auf den Bänken sitzen, einen Mann auf der rechten der beiden Bänke und eine Frau auf der linken. Beide saßen regungslos da, und es dauerte einen Moment, bis Lea den Grund dafür erkannte. Etwas stimmte nicht mit ihren Köpfen. Der der Frau hing ein wenig schlaff zur Seite, und der des Mannes hatte eine ganz merkwürdige Form.

Talisker stand stocksteif an ihrer Seite. Er wirkte konzentriert, aber nicht so, als drohte Gefahr. Also beschloss Lea, sich der skurrilen Szene zu nähern. Sie hatte keine Angst, die Situation war viel zu unwirklich. Lea wandte sich zu-

nächst der recht jungen Frau auf der linken Bank zu. Sie war vielleicht Anfang zwanzig, hatte langes dauergewelltes und blondiertes Haar, wie Lea im Lichtstrahl ihrer Taschenlampen-App bemerkte. Ein tiefer Schnitt klaffte an ihrer Kehle, man hatte ihr beinahe den Kopf abgeschnitten. (S. 11)

Lea Storm, fünfundvierzig Jahre alt, wohnt im Süden Berlins, wo eigentlich schon Brandenburg beginnt, direkt neben der ehemaligen Zonengrenze. Ihr Mann Mark ist gestorben, ihr Sohn Duncan studiert an der Universität, und sie selbst kann nur schlecht schlafen. Deshalb geht sie gern mitten in der Nacht joggen; zu fürchten braucht sie sich nicht, weil sie von ihrem eindrucksvollen Scottish Deerhound Talisker begleitet wird.

Auf dem Waldpfad, den Lea nimmt, steht eine Bank, und darauf sitzt aneinandergelehnt ein eigenartiges Pärchen. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, dass der Frau die Kehle durchgeschnitten wurde.

Der Mann trug ein gestreiftes kurzärmeliges Hemd, das nach Synthetik aussah und dessen Knopfleiste über dem Bauch zum Bersten gespannt war. In der linken Brusttasche steckte ein Kugelschreiber. Sein Schädel oder vielmehr das, was von ihm übrig war, hatte die Form eines Fußballs, der dem heftigen Zubeißen eines großen Hundes nicht hatte standhalten können und dem nun die Luft fehlte. Das Gesicht war blutüberströmt [...]. (S. 13)

Auch der Mann ist nicht mehr am Leben, denn man hat ihm den Schädel eingeschlagen. Und sein Hund liegt ebenfalls tot daneben.

Der Brandenburgische Kriminalhauptkommissar Martin Glander nimmt sich des Falls an, muss ihn aber an den unfähigen Berliner Kollegen Prinz abgeben, weil der Fundort der Leichen bereits auf dem Stadtgebiet liegt.

Trotzdem bleibt Glander an dem Mord dran, weil er sich sicher ist, dass ihn Prinz nie lösen wird, zumal gerade jetzt dessen tüchtige Untergebene im Urlaub ist. Lea un-

terstützt Glander nach Kräften, denn der Tote, ein Unsympath namens Wolfgang Hantschke mit Namen, war ihr direkter Nachbar. So fragt Lea geschickt reihum sämtliche Anwohner aus, ob sie etwas gesehen oder erfahren hätten. Doch leider zeitigt ihre Aktivität anfangs wenig Ergebnisse, außer dem einen, dass sich Lea und Glander menschlich näherkommen. Eine Lösung wäre jedoch dringend geboten, denn der Mörder bleibt nicht untätig und vergreift sich an weiteren Menschen und Hunden.

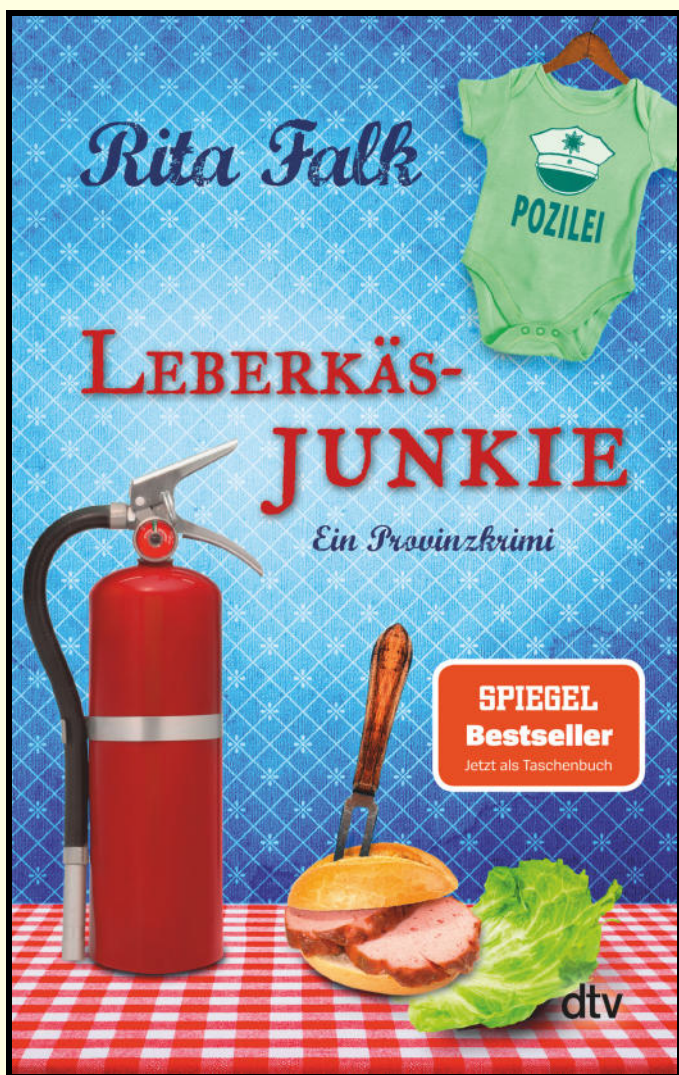
Wo der Hund begraben liegt ist ein liebenswerter Krimi mit sympathischen Figuren auf der einen Seite und wahren Ekelpaketen auf der anderen, wobei sich bei Letzteren besonders Kriminalhauptkommissar Prinz hervortut.

„Prinz ist kein Einzelfall, sondern symptomatisch für das System. Er hält den Kopf schön unten, nutzt seine Leute aus und schleimt seine Vorgesetzten zu. Die wissen das, aber da sie fast alle auf dieselbe Weise zu ihren Posten gekommen sind, geht keiner von ihnen dagegen

vor, und das miese Spiel geht immer weiter. Viele Beamte, die wirklich was draufhaben und engagiert sind, gehen in die innere Emigration, beginnen zu trinken oder satteln um.“ (S. 277)

So hart urteilt Glander nicht nur über Prinz, sondern über die gesamte Polizeihierarchie: Ein eigentlich unfähiger Karrierist nutzt seine fleißigen Untergebenen aus und gibt deren Erfolge als seine eigenen aus; seine Vorgesetzten wissen nicht nur davon, sondern dulden es sogar, weil sie selbst mit der gleichen Methode aufgestiegen sind.

So gut wie mit Polizeihierarchien kennt sich Beate Vera auch mit Schottischen Whiskeys und mit Hunden aus, was ihrem Roman einen authentischen Anstrich verleiht.



Rita Falk [1964–]

***Franz Eberhofer 7: Leberkäsjunkie* (2016)**

dtv 21 662 (TB 318 S./€ 9,95)

München 2017

Genre: Krimi

„Bei der Mooshammerin brennt's, Bub“, schreit mich die Oma vom Tür-
rahmen her an, dass ich beinah vom
Kanapee flieg. „Jetzt komm schon, steh
auf und zieh dir was an!“

„Ich bin bei der Polizei, Oma, das
weißt doch, und nicht bei der Feuer-
wehr. Außerdem ist München jetzt
mein Revier und nicht Niederkahenkir-
chen“, schrei ich aus meinen Federn her
zurück und fuchtle dabei auch noch mit
Händen und Füßen, weil die Ohren von
der Oma seit geraumer Zeit eher deko-
rative Zwecke erfüllen als funktionale.
Ich schau auf den Wecker, es ist Viertel
nach zwei. Der Ludwig liegt vor mir am
Boden und blickt von der Oma zu mir
und wieder zurück, gähnt einmal tief
durch, dreht sich ab und schläft seelen-
ruhig weiter. Hund müsste man sein.
(S. 5)

Bei der Moshammer Liesl, der größten Ratschn von ganz Niederkaltenkirchen, brennt es. Franz Eberhofer, Ortspolizist, fühlt sich dafür allerdings nicht zuständig, das ist Sache der Feuerwehr.

Was mich jetzt erwartet, weiß ich leider genau. Und schön ist es nicht, das kannst du mir glauben. Immerhin gehören Brandleichen garantiert mit zu den unerfreulichsten Fällen, die wo es überhaupt gibt. Außer Wasserleichen vielleicht, die schon ein Weilchen so vor sich hingelümmelt haben. Das ist dann auch nicht lustig, keine Frage. Bei Brandleichen aber ist es eben neben den optischen Zuständen auch noch dieser Geruch, der mich schier wahnsinnig macht. Wobei es da jedoch freilich drauf ankommt, wie lange der Körper schon den Flammen ausgesetzt war. Im Härtefall aber, da riecht es nach Schweinebraten. Ja, im Ernst. Es riecht exakt wie der hammermäßige Schweinebraten von der Oma. Optisch aber natürlich keinerlei Ähnlichkeit. Nullkommanull. Und das ist dann echt gruselig. Da duf-

tet es weit und breit nach dem besten Essen diesseits und jenseits der Isar, und vor dir liegt ein verkohlter Leichnam. Gruselig, wirklich! (S. 7)

Buengo, der Fuß Gottes, ein genialer Zukauf des FC Rot-Weiß Niederkaltenkirchen und Untermieter der Mooshammerin, hat den Brand gemeldet. Als die Feuerwehr im Haus die völlig verkohlte Leiche einer Frau entdeckt und der Münchner Pathologe Günter Brandpaste an der Leiche entdeckt, da ordnet der unablässig Schnupftabak missbrauchende Richter Moratschek die Verhaftung des Fußballgottes an, natürlich zum allergrößten Entsetzen des FC.

Auch der Bürgermeister ist außer sich.

„Eberhofer, mir ist jetzt grad gar nicht nach lustig, verstehen S'. Wir haben am kommenden Wochenende nämlich unser erstes Punktspiel, verdammt. Und ausgerechnet gegen Frontenhausen, unsere stärkste Konkurrenz. Da sind wir aufgeschmissen ohne den Bengo, zefix. Machen S' was!“ (S. 20)

So muss der Franz halt notgedrungen doch ermitteln, natürlich unterstützt von seinem getreuen, wenn auch etwas schrulligen Adlatus Rudi Birkenberger.

Derweil hat der Franz seine eigenen Probleme, denn er ist Vater eines strammen Säuglings namens Paul; doch die Mutter, Susi Gmeinwieser geheißen, hat dem Franz noch immer nicht verziehen, dass er die wunderschöne Hochzeit hat platzen lassen, und besucht ihn daher höchstens einmal in der Woche. Aber es kommt noch schlimmer: Die Schwindelanfälle, an denen der Franz regelmäßig nach übermäßigem Leberkäsemmelgenuss leidet, entpuppen sich als Cholesterinproblem, weshalb er auf eine strenge Gemüsediat gesetzt wird. Und abermals schlimmer wird die Sache, als sich herausstellt, dass das Brandopfer gar nicht am Feuer gestorben ist, sondern mit einem Schürhaken erschlagen wurde.

In *Leberkäsjunkie* erheitert Rita Falk ihre Leser mit der vielfach bewährten Mischung aus Krimi und Humor, garniert mit den mittlerweile vertrauten Niederkaltenkirchner Originalen wie dem Simmerl oder dem

Flötzingen, vom Leopold ganz zu schweigen.



Annelie Wendeborg

Anna Kronberg 3: Die lange Reise

(The Journey, 2015)

KiWi 1439 (TB 304 S./€ 8,99)

Köln 2015

Aus dem Englischen von Kathrin

Bielfeldt und Jürgen Bürger

Genre: Historisch-phantastischer Krimi

Hunger, Erschöpfung und Kälte lähmten jede meiner Bewegungen. Wir liefen seit drei Tagen, und unser Proviant war auf zwei Handvoll gesalzenes Fleisch und eine Scheibe altbackenes Brot zusammengeschrumpft. Ein Vorhang ständigen Nieselregens umgab uns. Das feine Rauschen des Regens mischte sich mit dem Plitsch-Platsch zweier Paar Füße – meinem und dem des Mannes, der einen Meter vor mir ging. Über den breiten Rand seines Hutes ergoss sich ein Rinnsal auf seine Schultern, von denen die eine immer noch leicht herabhing. Er hatte sie sich ausgerenkt, als er meinen Ehemann von einer Klippe gestoßen hatte. (S. 7)

Wir befinden uns im Jahr 1891. Anna Kronberg wollte unbedingt Medizin studieren und hat sich daher als Anton Kronberg einschreiben lassen. Die mittlerweile promovierte ArtzIn wurde allerdings von dem schier überirdisch bösen Professor Moriarty vergewaltigt. Im fünften Monat schwanger, befindet sie sich zusammen mit Sherlock Holmes auf der Flucht durch unbewohntes Gelände, denn Moriartys Helfershelfer, der teuflische Moran, ist ihnen mit einem Jagdluftgewehr auf den Fersen.

Die lange Reise ist die dritte Folge eines Vierteilers über die Nöte der tüchtigen Anna Kronberg. Anna und Sherlock müssen nämlich nicht nur ihr Leben retten, sondern auch Moriarty davon abhalten, mittels von ihm selbst entwickelter Biowaffen ganz England zu vernichten.

KiWi

KLARA
NORDIN

TOTEN- LEUCHTEN

EIN LAPPLAND-KRIMI



Klara Nordin

***Linda Lundin 1: Totenleuchten. Ein
Lappland-Krimi***

KiWi 1403 (TB 328 S./€ 9,99)

Köln 2014, 2. Auflage

Genre: Krimi

„Das Loch war mit Stäben und einer Plane gesichert, aber Emil muss es trotzdem übersehen haben. Es wurde schon dunkel, als er über den See fuhr, außerdem hatte er wohl durch aufgewirbelten Schnee schlechte Sicht. Er ist auch völlig falsch gefahren, ist vom Motorschlittenweg abgekommen. Eigentlich sind die Wege auf unseren Seen immer gekennzeichnet. Aber auf dem Talvatis waren an diesem Tag plötzlich die Stecken verschwunden. Niemand weiß, warum.“ Satu zuckte mit den Schultern. „Manchmal passiert so etwas halt. Jedenfalls ist er mit dem Motorschlitten eingebrochen und ertrunken.“
(S. 22)

Die kleine Stadt Jokkmokk liegt im schwedischen Lappland, knapp nördlich der Polar-

grenze. Um Weihnachten ist hier ein Junge namens Emil ums Leben gekommen: Er ist mit seinem Motorschlitten bei schlechter Sicht vom sicheren, abgesteckten Weg über die Eisdecke des Talvatis-See abgekommen und samt Gefährt in einem kurz zuvor zu Demonstrationszwecken gesägten Loch versunken. Obwohl feststeht, dass die Wegmarkierungen unerlaubterweise entfernt wurden, unternimmt die Polizei keine Untersuchungen.

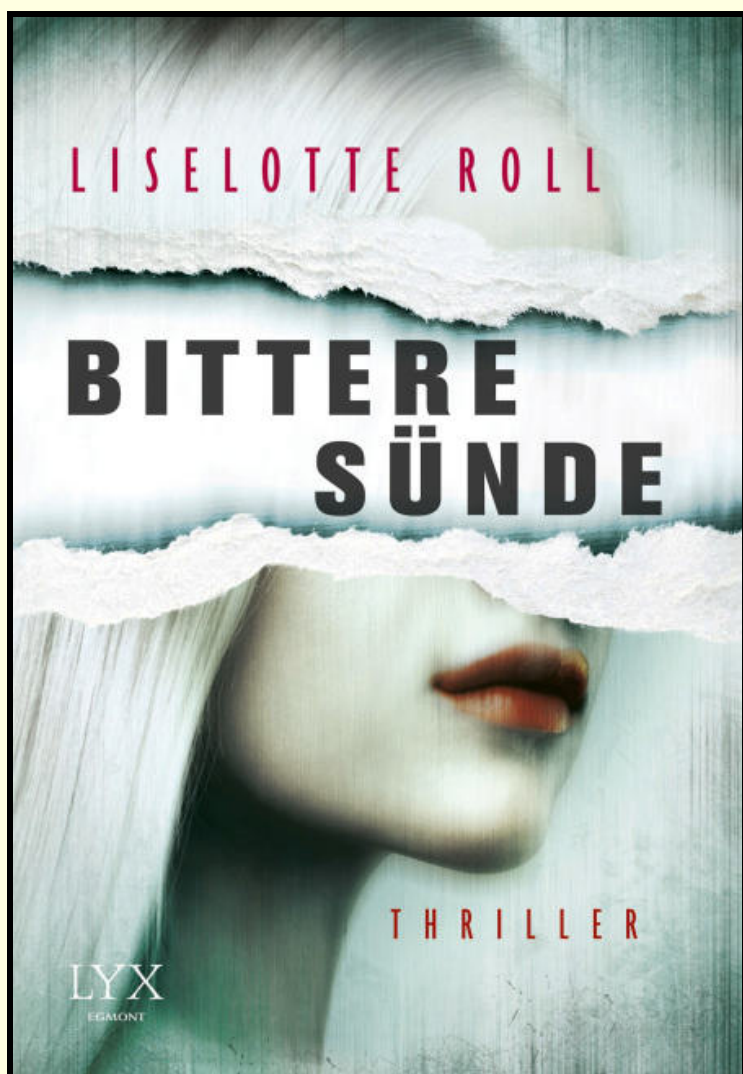
Zwei Monate später wird die Kriminalhauptkommissarin Linda Ludin, die von ihrem treuen Gemahl Sebastiano begleitet wird, nach Luleå versetzt, das ein Stück südlich von Jokkmokk liegt.

Auf dem Boden lag ein junger Mann. In einer riesigen Blutlache. Die Haare klebten an seinem Kopf. Seine Augen waren weit aufgerissen, sie blickten erstaunt, so, als würde er sich wundern über das, was gerade mit ihm geschehen war. Die Kehle war durchtrennt, die offene Wunde klaffte weit auf und ließ Muskel- und Knorpelgewebe sichtbar werden. Margaretas Knie wurden weich, sie

wandte sich ab. Bengt legte ihr die Hand auf die Schulter. „Man hat ihn wohl zuerst von hinten erstochen, ich nehme an, mit einem Messer. Direkt in den Nacken. Danach hat der Mörder ihm die Kehle durch trennt.“ (S. 47)

Dieser zweite bemerkenswerte Todesfall in Jokkmokk ist nun ganz sicher als Mord zu deklarieren, weshalb Linda auch sogleich kriminalistisch tätig wird.

Obzwar von Heilbronner Geburt, ist die pseudonyme Klara Nordin im Jahr 2001 nach Schweden ausgewandert und wohnt seither in ebenjenem Jokkmokk, das sie in ihrem unterhaltsamen Krimi so kenntnisreich beschreibt.



Liselotte Roll [1973–]

Magnus Kalo 1: Bittere Sünde

(Tredje Graden, 2013)

Lyx (TB 396 S./€ 9,99)

Köln 2013

Aus dem Schwedischen von Ulrike

Brauns

Genre: Krimi

Magnus wurde es kurz flau. Auf dem Tisch lag ein nackter Mann, die Haut übersät mit Brandblasen. An manchen Stellen hatte sie sich komplett gelöst und gab den Blick auf das rohe Fleisch frei.

„Furchtbarer Anblick, oder?“ Eva schüttelte bekümmert den Kopf. „Der Täter hat ihn mit kochendem Wasser übergossen, noch bevor er tot war. Er wurde einfach verbrüht.“

Magnus zwang sich, seine Sinne auf den Leichnam zu konzentrieren, der bleich war wie eine Wachsfigur.

„Aber nur unterhalb der Gürtellinie ...“, warf Magnus mit angewidelter Miene ein.

„Was ist das?“, fragte Roger und deutete auf eine Stichwunde im Brustkorb.

„Das ist vermutlich die Todesursache“, schlug Magnus vor.

„Ich meinte auch eher die Form der Wunde, die ist doch sehr ungewöhnlich.“

Eva legte den Kopf schief.

„Ich bin noch nicht dazu gekommen, sie mir näher anzusehen. Aber es stimmt schon, die Form ist ungewöhnlich. Ich melde mich bei euch, sobald ich mehr weiß. Auch zum Todeszeitpunkt. Bisher schätze ich, dass er ungefähr eine Woche tot war, bevor er gefunden wurde.“ (S. 22)

Erik Berggren, vierzig Jahre alt, Alkoholiker, ein wenig zurückgeblieben, wird unter haarsträubenden Umständen tot in der Gartenlaube seiner Mutter, die er ständig bewohnt, aufgefunden.

Das ist ein Fall für Kommissar Magnus Kalo, seine Kollegen Roger Ekman und Sofie Eriksson und die Rechtsmedizinerin Eva Zimmer. Magnus ist ein guter Ermittler, lei-

det allerdings zur Zeit an psychischen Problemen, vermutlich einem leichten Burnout.

Hier besucht er gerade die vollständig demente Mutter des Opfers, Gunvor, im Altersheim.

„Guten Tag, Frau Berggren. Mein Name ist Magnus Kalo, ich bin von der Kripo ...“ Er blieb wie angewurzelt stehen, verstand nicht, was er da sah. Die Frau, die ihn ausdruckslos anstarrte, hatte rote Flecken im Gesicht und ihr gesamter Unterleib war nichts als ein wirres Durcheinander aus rohem Fleisch. Gunvor sah ihn an. In ihrem Blick lag kein Schmerz, sondern nur Leere und Unverständnis.

Magnus wollte sich der Magen umdrehen. Er nahm Gunvors zarten Körper in die Arme und schrie. Seine Stimme klang heiser und schwach, trotzdem kam Hilfe. (S. 34)

Auch Eriks Mutter wurde Opfer desselben Täters. Allerdings hat Magnus' Besuch ihn vermutlich überrascht, so dass Gunvor mit dem Leben davonkam.

Dafür rächt sich der Täter an Magnus, indem er dessen Wohnung in Brand setzt; Magnus' Frau Linn und die beiden Kinder Moa und Elin überleben knapp.

Bittere Sünde ist ein dramatischer Krimi, der sich sehr unterhaltsam liest, aber leider ein wenig zu gestreckt wirkt.

Yasushi Inoue
Der Tod
des Teemeisters

Roman



Suhrkamp

Yasuhi Inoue [1907–1991]

Der Tod des Teemeisters

(Honkabuô ibun, 1981)

Suhrkamp st 4025 (TB 170 S./€ 7,99)

Frankfurt am Main 2015, 6. Auflage

Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe

Genre: Historischer Roman

Aufgewachsen bin ich in einem dem Miidera angeschlossenen Nebentempel. Mit einunddreißig Jahren wurde ich als Teegehilfe in Meister Rikyûs Dienste geschickt und gelangte so in den Genuß, von ihm in der Kunst der Teezeremonie unterwiesen zu werden. Als mein Meister den Befehl erhielt, sich zu töten, war ich erst vierzig und – wenngleich von ihm persönlich im Teeweg unterrichtet – weit davon entfernt, mich einen Chajin, einen „Teemenschen“, nennen zu dürfen. Ich hatte nicht allzu häufig die Gelegenheit gehabt, bedeutenden Zeremonien beizuwohnen. Doch in meiner Eigenschaft als Meister Rikyûs Teegehilfe und durch meine Nähe zu ihm geruhten einige der vornehmen Herren, mich vertraulich mit Bruder Honkaku oder

Honkakubô vom Miidera anzusprechen und mich bisweilen zu Teegesellschaften einzuladen. (S. 11f)

Wir befinden uns im Japan des Jahres 1597, zur Zeit der Herrschaft von Taikô Hideyoshi (1537–1598), der als zweiter Reichseiniger von Japan gilt. Es erzählt der Mönch Honkaku, fünfundvierzig Jahre alt, der ein Schüler des berühmten Tee-meisters Rikyûs war, der im Jahr 1590 auf Befehl Hideyoshis Seppuku begehen musste.

Honkaku spricht mit dem greisen Tee-meister Tôyôbô, der ein Freund Rikyûs war, um zu ergründen, wieso sein Lehrer den Zorn des Herrschers erregt hat.

„[...] Es gibt viele namhafte Tee-meister, doch keiner von ihnen kann sich mit Rikyû messen. Er war leidenschaftlich. Mithin konnte er sein Leben auch nicht auf natürliche Weise beschließen. Es wird viel darüber geredet, warum er sich das Leben nehmen mußte, aber letztendlich hat er den Tod selbst herausgefordert.“ Zustimmung heischend wandte er sich mir zu. Ich schwieg.

„Stimmt doch, oder nicht? Sein Temperament lud Schwierigkeiten geradezu ein. Vergangenes Jahr ging das Gerücht, er habe aus Gewinnsucht Teegerät zu überhöhtem Preis verkauft und sich deshalb töten müssen. Vielleicht hat er das getan, aber bestimmt nicht aus Habgier. Doch wie soll man diesen Banausen sonst den Wert dieser Gegenstände klarmachen? (S. 18f)

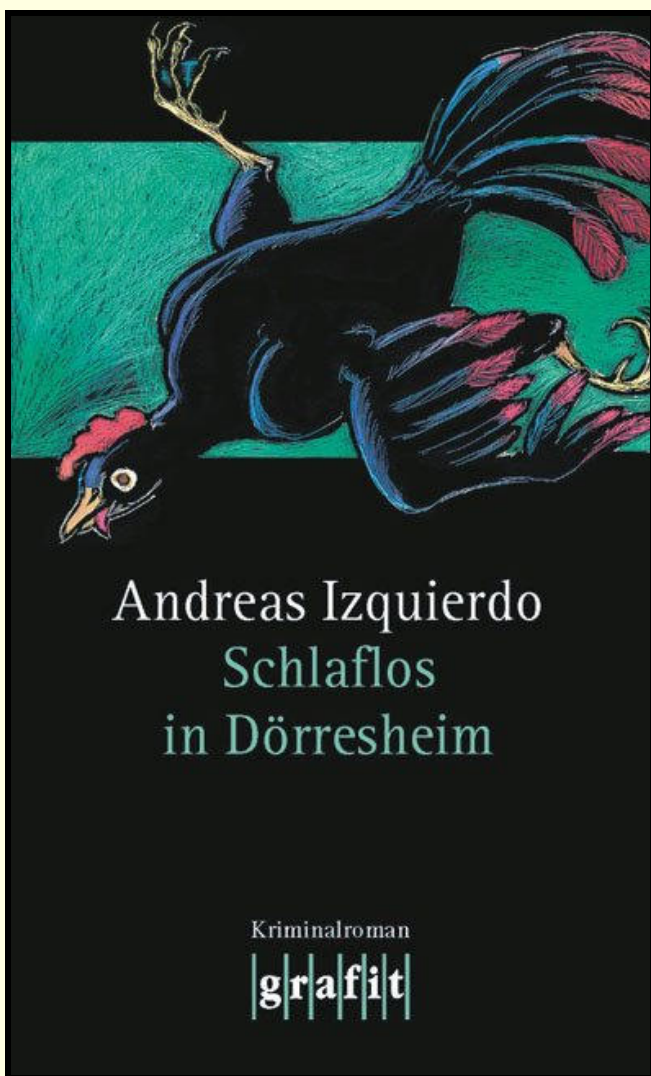
Tôyôbô, der Rikyû sehr bewundert, berichtet, dass sein Freund viele Neider hatte, die die abscheulichsten Gerüchte über ihn austreuten.

Hier erläutert Tôyôbô die Bedeutung der Teezeremonie.

„Wabisuki-jôjû“, fuhr Herr Tôyôbô fort, „ist die Seele der Teekunst, derer man bei Tag und bei Nacht, im Wachen und im Schlafen, gewahr sein muß. Ebenso wichtig ist Chanoyu-kanyô für die Teezeremonie. Zumindest meiner Meinung nach. Die Teezeremonie kann ich üben, aber die Lehre des Wabisuki-jôjû ist schwierig. Ich darf sagen, nahezu un-

möglich. Allein Rikyû hat sie gemeistert, stets gewissenhaft befolgt und bis zu seinem letzten Augenblick nicht davon abgelassen.“ (S. 21)

Der Tod des Teemeisters führt den Leser in die Bedeutung des Wabisuki-jôjû ein. Das Zubereiten und Trinken des Tees war in Japan nicht nur eine Zeremonie, sondern auch eine Philosophie, ja geradezu eine heilige Handlung, die nur von den abgeklärtesten und weisesten Teemeistern vollendet durchgeführt werden konnte. Sen no Rikyû, geboren unter dem Namen Sakai (1522–1591) war einer der größten Teemeisters und bestimmte entscheidend die Entwicklung der Teezeremonie.



Andreas Izquierdo

Schlaflos in Dörresheim

Grafit 243 (TB 188 S./DM 14,80)

Dortmund 2000

Genre: Grotesker Krimi

Bully kippte gegen drei Uhr morgens aufs Gesicht. Und wie es sich für einen böartigen, kleinen Bastard gehörte, versaute er in den letzten Minuten seines böartigen, kleinen Bastardlebens einer Menge Leute die Tour. Das, was er seinen Kumpels dabei antat, nicht mal mitgerechnet.

Derjenige, der ihn am wenigsten leiden konnte, bekam als Erster sein Fett weg: Jupp hatte die Nacht genutzt, sich bei gedimmtem Licht und ölicher Musik in einen alkoholbedingten Zustand der Unwiderstehlichkeit aufzuschwingen, und kreiste jetzt wie ein Geier über der Unschuld der Schönsten des Dorfes, ungeduldig darauf wartend, dass ihre Widerborstigkeit ihren letzten Atemzug tat. (S. 7)

Gegen drei Uhr morgens haucht Bully sein Leben aus. Was Jupp Schmitz, Reporter beim Dörresheimer Wochenblatt, zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiß, ist, dass Bully ein Hahn auf Vater Kateins Hühnerfarm war.

Hier gibt uns Jupps Freundin Jana einen Einblick in die Hühnerwelt.

Jana eilte voran, um das Haus herum, öffnete eine hohe Gartenzauntür und betrat Kateins befremdliche Welt der Hühner: Ställe, wo immer man hinsah, voneinander getrennt durch hohe Zäune, durch Türen miteinander verbunden, durch je einen kleinen Mast mit zwei Scheinwerfern gleißend hell erleuchtet. Und überall Hühner. Ein Schmelztopf der eigenartigsten Rassen: eine Gruppe weißer, kleiner Sultanhühner, vollbärtig mit befiederten Läufen stieb vor Jupps Füßen auseinander – die Namen der Viecher standen säuberlich auf den Reviertüren –, in dem nächsten Käfig reckten hässliche Nackthälse ihren roten Schlund, daneben zankten sich zwei überwiegend schwarze Lachshäh-

ne um eine Bande gackernder rosa Lachshühner. Jupp stieg über ein paar apathisch am Boden liegende Westfälische Totleger, scheuchte im nächsten Revier verzwegte, schwarze Kastilianer mit roten Kämmen vor sich her, warf einen Blick auf schwarzweiß gedoppelte Bergische Schlotterkämme und suchte vergebens nach schwarzgelb gedoppelten Bergischen Krähern im Nachbargehege, die sich wohl allesamt in ihrem Stall versteckt hatten. (S. 9)

Und hier erblickt Jupp den toten Hahn zum ersten Mal.

Jupp starrte auf Bully: Er lag bäuchlings auf dem Boden, die langen, schlanken, schwarzen Beine wie im Spagat von sich gestreckt, die Flügel ausgebreitet, der lange, goldene Hals schnurgerade, das rot gefiederte Gesicht in den Staub gedrückt. Man hätte meinen können, jemand hätte Bully aus einem Flugzeug geschubst. Jupp bedauerte, dass er keinen Fotoapparat dabei hatte. (S. 10)

Auch Frittenkönig Käues, Jupps bester Freund, ist zur Stelle und erläutert den Hergang des Ablebens.

Käues schüttelte den Kopf. „Du hörst nicht richtig zu.“

„Wieso? Bully hat das gemacht, was man von einem Sporthuhn seiner Klasse erwarten darf: Er hat ein paar Hühner gepop... ahm, getreten!“

„Bully hat nicht ein paar getreten, er hat sie alle getreten!“

„Du meinst auch die ... die ... Hähne?“

„Er hat keinen verschont.“

„Guter Gott! Wie viele Hühner laufen denn hier rum?“

„Über sechzig.“

„Und er hat sie wirklich alle ...?“

„Und nicht nur einmal!“ (S. 13)

Offenbar wurde Bully von einer Art sexueller Tollwut ergriffen und hat alle sechzig Hühner und Hähne des Hofes mehrfach „getreten“, wie der Fachausdruck lautet.

Doch bei dem einen Todesfalls bleibt es nicht. Das nächste Opfer ist ein Ochse na-

mens Lothar, der trotz seines gehängelosen Zustandes sämtliche Rinder seines Hofes deckt, bevor ihn der Tod ereilt.

Jetzt stellt sich nur noch die Frage, wie lange es dauern wird, bevor diese grauenvolle Seuche auf die Menschen übergreift. Wobei, das muss auch gesagt werden, unser guter Jupp nie wirklich Zeuge einer solchen Massenvergewaltigung geworden ist; man hat ihm stets nur nach dem Ableben des jeweils schon sehr alten Tieres davon berichtet.

Andreas Izquierdo liebt es, in *Schlaflos in Dörresheim* mit Worten zu spielen und zugleich seinen Leser lange Zeit im Unklaren über die wirklichen Vorgänge zu lassen, indem er zwar in blumigen Worten scheinbar dramatische Ereignisse beschreibt, das Wesentliche, das die Vorgänge endlich erhellt, aber erst ganz am Schluss einfügt.

KBV

RALF KRAMP



TIEF UNTERM LAUB

Kriminalroman aus der Eifel

Ralf Kramp

Tief unterm Laub. Kriminalroman aus der Eifel (1996)

KBV 41 (TB 236 S./€ 9,50)

Hillesheim 2010, 8. Auflage

Genre: Krimi

„Die Briefftasche?“

Ein Nicken. Menzler öffnete die Augen. Aufgeregt beobachtete er, wie der junge Mann die Briefftasche nahm und öffnete. Schon beim Aufklappen rutschte etwas heraus. Es war eine Fotografie. Eine alte Schwarzweißaufnahme, vergilbt und stellenweise bis zur Unkenntlichkeit zerknittert.

Ein junges Paar war darauf zu erkennen. Ein freundliches Arm-in-Arm-Bild, das anscheinend vor dem Krieg aufgenommen worden war.

„Nimm das“, hauchte Menzler. „Nimm du das.“

Er öffnete den Mund, um noch etwas zu sagen, als ein neuer Schmerz ihn aufstöhnen ließ. Seine Brust bäumte sich auf, und seine Finger gruben sich in den Bettbezug.

Der junge Mann zögerte einen Augenblick und drückte dann rasch den Knopf, der die Krankenschwester rief. Es wurde ernst. (S. 9)

Thomas Schattschneider, früherer Zivildienstleistender, besucht den ehemaligen Lehrer Gottfried Menzler, der von einem Auto angefahren wurde und im Sterben liegt. Menzler spricht von einer Bauersfrau, übergibt Schattneider ein Foto, auf dem er selbst als junger Mann mit einer Frau zu sehen ist, und segnet dann das Zeitliche.

Zunächst sah es so aus, als sei der Mann nackt. Aber er trug eine Unterhose und lag mit dem Bauch nach unten auf dem Boden, Arme und Beine in bizarrer Haltung vom Körper abgewinkelt, als sei er mitten im Versuch, den Hof kriechend zu überqueren, versteinert.

Die Blutlache, in der Thomas Schattschneider lag, konnte Bock nicht sehen. Der nasse Asphalt um ihn herum hatte die gleiche schwarze Farbe.

Laurenz Bock stand einige Sekunden am Fenster und streckte seinen Kopf in die stürmische Nacht hinaus.
(S. 25)

Bald darauf stürzt Schattschneider aus einem Fenster in den Tod. Laurenz Bock, Inhaber eines Copy-Shops, hat die Leiche gesehen, vermeidet es aber, die Polizei zu informieren. Er ist jedoch von Lindy Stahlschmidt, Schattschneiders Freundin, beobachtet worden, weshalb sie ihn aufsucht. Bock kann erklären, dass er Schattschneider nur eine Mappe zurückbringen wollte, die dieser im Copy-Shop hatte liegen lassen.

Schattschneider soll unter Drogen gestanden haben, als er aus dem Fenster fiel, sagt sie Polizei. Aber Lindy weiß, dass ihr Freund nie Drogen genommen hat, weshalb sie Bock nötigt, mit ihr zusammen Nachforschungen anzustellen. Als erstes schauen sich die Beiden die Unfallstelle von Menzler an: Er hatte offenbar einen Antiquitätenladen im Blick, als er in ein Auto gelaufen ist, und in ebendiesem Laden war ein Gemälde mit einer Bauersfrau ausgestellt. Selbstver-

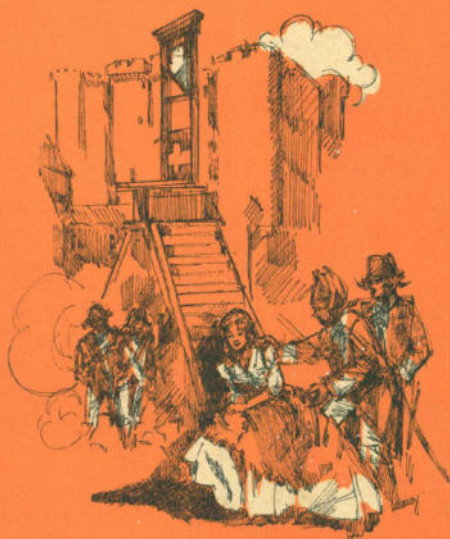
ständig wollen die Beiden den Besitzer des Ladens kontaktieren, müssen aber erfahren, dass ein Hochsitz in der Eifel, auf dem sich aufgehalten mit, zusammen mit ihm explodiert ist.

Tief unterm Laub ist ein unterhaltsamer Krimi voller Rätsel und Geheimnisse.

GEORG BÜCHNER

DANTONS TOD

Ein Drama



HAMBURGER LESEHEFTE VERLAG
HAMBURG

UNGEKÜRZTE TEXTE

113. Heft

***Büchner, Georg: Dantons Tod**

Georg Büchner [1813–1837]

***Dantons Tod* (1835)**

**Hamburger Lesehefte Verlag, 113. Heft
(72 S./DM xx)**

Husum/Nordsee 1970

Genre: Historisches Drama

DANTON. Sieh die hübsche Dame, wie artig sie die Karten dreht! Ja wahrhaftig, sie versteht's; man sagt, sie halte ihrem Manne immer das cœur und anderen Leuten das carreau hin. – Ihr könntet einen noch in die Lüge verliebt machen.

JULIE. Glaubst du an mich?

DANTON. Was weiß ich! Wir wissen wenig voneinander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nacheinander aus, aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder aneinander ab, – wir sind sehr einsam.

JULIE. Du kennst mich, Danton.

DANTON. Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint und

sagst immer zu mir: lieber Georg! Aber *Er deutet ihr auf Stirn und Augen*. da, da, was liegt hinter dem? Geh, wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren. – (S. 3)

Es ist das Jahr 1794, das sechste Jahr der französischen Revolution. Seit einem Jahr gibt es den von Nationalkonvent eingerichteten „Ausschuss der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Verteidigung“. Nachdem es Maximilien de Robespierre (1758–1794) und Louis-Antoine-Léon de Saint-Just de Richebourg (1767–1794), gelingt die Führung in diesem Ausschuss an sich zu reißen, erlangt der Wohlfahrtsausschuss die Macht über Leben und Tod aller führenden Politiker und Personen des Landes.

Georges Jacques Danton (1759–1794), ein beim Volk populärer Revolutionsführer und ursprünglicher Vorsitzender des Revolutionsausschusses, ist des Kampfes müde geworden. Seiner Frau Julie gegenüber äußert er, man könne die Gefühle anderer

Menschen nicht erfassen. Er ist ein zynischer Skeptiker geworden und gibt sich ganz dem persönlichen Genuss hin.

HÉRAULT. [...] Ich zettelte eine Liebschaft mit einer Kartenkönigin an; meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen, Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so unanständig übereinander und die Buben kommen gleich hintennach. (S. 3f)

Ein Freund von Danton, Marie-Jean Hérault de Séchelles (1759–1794), macht sich beim Kartenspiel über die lockeren Sitten lustig.

Benoît Camille Desmoulins (1760–1794), und Pierre-Nicolas Philippeaux (1754–1794) kommen hinzu und berichten.

HÉRAULT. Philippeau, welch trübe Augen! Hast du dir ein Loch in die rote Mütze gerissen? Hat der heilige Jakob ein böses Gesicht gemacht? Hat es wäh-

rend des Guillotinierens geregnet? Oder hast du einen schlechten Platz bekommen und nichts sehen können?

CAMILLE. Du parodierst den Sokrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finster und niedergeschlagen fand: „Hast du deinen Schild auf dem Schlachtfeld verloren? Bist du im Wettlauf oder im Schwertkampf besiegt worden? Hat ein anderer besser gesungen oder besser die Zither geschlagen?“ Welche klassischen Republikaner! Nimm einmal unsere Guillotinenromantik dagegen!

PHILIPPEAU. Heute sind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrtum, man hat die Hebertisten nur aufs Schafott geschickt, weil sie nicht systematisch genug verfuhrten, vielleicht auch, weil die Dezemvirn sich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete als sie.

HÉRAULT. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Just sah es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen vie-

ren kröchen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände. (S. 4)

Philippeau und Hérault kommen gerade von der Hinrichtung von zwanzig Hebertisten: Diese politische Richtung ist radikaler als die von Robespierre vertretenen Jakobiner und fordert die Abschaffung jeglicher Religion sowie die Enteignung aller Besitzenden. Robespierre kann ein derartiges Abwechlertum nicht dulden und schickt alle wichtigen Vertreter der Hebertisten auf die Guillotine.

PHILIPPEAU. Sie würden sich nicht scheuen, zu dem Behuf an Marats Rechnung noch einige Nullen zu hängen. Wie lange sollen wir noch schmutzig und blutig sein wie neugeborne Kinder, Säрге zur Wiege haben und mit Köpfen spielen? Wir müssen vorwärts: der Gnadenausschuß muß durchgesetzt, die ausgestoßnen Deputierten müssen wieder aufgenommen werden!

HÉRAULT. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt. – Die Revolution muß aufhören, und die Republik muß anfangen. – In unsern Staatsgrundsätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Notwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können. Er mag nun vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir alle sind Narren, es hat keiner das Recht, einem andern seine eigentümliche Narrheit aufzudringen. – Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß keiner auf Unkosten eines andern genießen oder ihn in seinem eigentümlichen Genuß stören darf. (S. 4f)

Philippeau und Hérault fordern energisch die Beendigung nicht nur des Mordens, sondern auch der permanenten Revolution: Es müsse wieder Ruhe und Sicherheit in Frankreich einkehren.

CAMILLE. [...] Danton, du wirst den Angriff im Konvent machen!

DANTON. Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben! sagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden sechzig Minuten verflossen sein. Nicht wahr, mein Junge? (S. 5)

Camille will Danton davon überzeugen, im Konvent für die neue Richtung zu sprechen und einen Begnadigungsausschuss einzusetzen. Danton scheint aber der Politik überdrüssig geworden zu sein; insbesondere hat er gelernt, den Menschen, gleich welcher sozialen Stellung, nicht mehr zu vertrauen, da Jeder nur nach Eigennutz strebt.

CAMILLE. Wenn du das weißt, warum hast du den Kampf begonnen?

DANTON. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen gespreizte Katonen nie ansehen, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell ist einmal so. (S. 5)

Es sind keine heren politischen Ideale, die Danton antreiben, sondern persönliche Antipathien – so sagt er zumindest.

Danton geht. Camille und Hérault sind sich aber sicher, dass Danton, wenn es zum Kampf kommt, eingreifen wird.

CAMILLE. Laßt ihn! Glaubt ihr, er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kömmt?

HÉRAULT. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt. (S. 6)

Danach erleben wir die Stimmung unter den einfachen Bürgern, die nicht von der Revolution profitiert haben und immer noch Not leiden.

DRITTER BÜRGER. Sie haben kein Blut in den Adern, als was sie uns ausgesaugt haben. Sie haben uns gesagt: schlägt die Aristokraten tot, das sind Wölfe! Wir haben die Aristokraten an die Laternen gehängt. Sie haben gesagt: das Veto frißt euer Brot; wir haben das Veto totgeschlagen. Sie haben gesagt: die Girondisten hungern euch aus; wir

haben die Girondisten guillotiniert. Aber sie haben die Toten ausgezogen, und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und frieren. Wir wollen ihnen die Haut von den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppen mit schmelzen. Fort! Totgeschlagen, wer kein Loch im Rock hat!

ERSTER BÜRGER. Totgeschlagen, wer lesen und schreiben kann!

ZWEITER BÜRGER. Totgeschlagen, wer auswärts geht!

ALLE schreien. Totgeschlagen! Totgeschlagen! (S. 7)

Die Aristokraten wurden guillotiniert, die Girondisten ebenfalls, aber das Los der Bürger hat sich nicht verbessert. In der Masse zeigt der Mensch seine schlechtesten Eigenschaften und erhofft sich eine Verbesserung seiner Lage, indem er wahllos den Tod aller auch nur einigermaßen Vermögenden fordert: Aus dem Volk ist eine reißende Bestie geworden. Aber es ist offensichtlich, dass auch die Hinrichtung noch so Vieler das Los der Armen nicht verbessern wird.

Die Bürger fordern von dem jedem Genuss und jeder Freude abholden Robespierre, dem „Unbestechlichen“, mehr Blut und noch mehr Blut.

ROBESPIERRE. Was gibt's da, Bürger?

DRITTER BÜRGER. Was wird's geben? Die paar Tropfen Bluts vom August und September haben dem Volk die Backen nicht rot gemacht. Die Guillotine ist zu langsam. Wir brauchen einen Platzregen!

ERSTER BÜRGER. Unsere Weiber und Kinder schreien nach Brot, wir wollen sie mit Aristokratenfleisch füttern. He! totgeschlagen, wer kein Loch im Rock hat! (S. 8)

Robespierre kann das Volk über seine Absichten nur lobpreisen.

ROBESPIERRE. Armes, tugendhaftes Volk! Du tust deine Pflicht, du opferst deine Feinde. Volk, du bist groß! Du offenbarst dich unter Blitzstrahlen und Donnerschlägen. Aber, Volk, deine Streiche dürfen deinen eignen Leib

nicht verwunden; du mordest dich selbst in deinem Grimm. Du kannst nur durch deine eigne Kraft fallen, das wissen deine Feinde. Deine Gesetzgeber wachen, sie werden deine Hände führen; ihre Augen sind untrügbar, deine Hände sind unentrinnbar. Kommt mit zu den Jakobinern! Eure Brüder werden euch ihre Arme öffnen, wir werden ein Blutgericht über unsere Feinde halten.

VIELE STIMMEN. Zu den Jakobinern!
Es lebe Robespierre! (S. 8f)

Im Jakobinerklub erklärt Robespierre seine Doktrin.

ROBESPIERRE. [...] Die Waffe der Republik ist der Schrecken, die Kraft der Republik ist die Tugend – die Tugend, weil ohne sie der Schrecken verderblich, der Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig ist. Der Schrecken ist ein Ausfluß der Tugend, er ist nichts anders als die schnelle, strenge und unbeugsame Gerechtigkeit. (S. 13)

Die Tugend gebiert den Schrecken und der Schrecken ist die Grundlage der Tugend: Nur über den „Terreur“ kann das Volk gebessert werden; alle untugendhaften Elemente müssen ausgemerzt werden. Er fährt fort.

ROBESPIERRE. [...] Ihr werdet mich leicht verstehen, wenn ihr an Leute denkt, welche sonst in Dachstuben lebten und jetzt in Karossen fahren und mit ehemaligen Marquisinnen und Baronessen Unzucht treiben. Wir dürfen wohl fragen: ist das Volk geplündert, oder sind die Goldhände der Könige gedrückt worden, wenn wir Gesetzgeber des Volks mit allen Lastern und allem Luxus der ehemaligen Höflinge Parade machen, wenn wir diese Marquis und Grafen der Revolution reiche Weiber heiraten, üppige Gastmähler geben, spielen, Diener halten und kostbare Kleider tragen sehen? (S. 11)

Robespierre prangert jene Revolutionäre an, die sich durch den Umsturz bereichert haben und jetzt nicht nur im Wohlstand,

sondern auch in moralischer Verkommenheit leben: Gemeint sind in erster Linie Danton und seine politischen Freunde. Robespierre hat die Opposition links von den Jakobinern beseitigt; nun geht er daran, die Opposition rechts von seiner Fraktion zu eliminieren.

LACROIX. Die Hebertisten sind noch nicht tot, das Volk ist materiell elend, das ist ein furchtbarer Hebel. Die Schale des Blutes darf nicht steigen, wenn sie dem Wohlfahrtsausschuß nicht zur Laterne werden soll; er hat Ballast nötig, er braucht einen schweren Kopf.

DANTON. Ich weiß wohl – die Revolution ist wie Saturn, sie frißt ihre eignen Kinder. Nach einigem Besinnen. Doch, sie werden's nicht wagen.

LACROIX. Danton, du bist ein toter Heiliger; aber die Revolution kennt keine Reliquien, sie hat die Gebeine aller Könige auf die Gasse und alle Bildsäulen von den Kirchen geworfen. Glaubst du, man würde dich als Monument stehen lassen?

DANTON. Mein Name! das Volk!

LACROIX. Dein Name! Du bist ein Gemäßigter, ich bin einer, Camille, Philippeau, Hérault. Für das Volk sind Schwäche und Mäßigung eins; es schlägt die Nachzügler tot. (S. 16f)

Jean-François Delacroix (1753–1794) beschwört Danton, den Kampf gegen den Wohlfahrtsausschuss aufzunehmen, solange es noch nicht zu spät ist. Danton dagegen glaubt, dass er unangreifbar ist, weil er als einer der ersten Revolutionäre und als brillanter Redner einen großen Ruf beim Volk hat.

Danton versucht, sich mit Robespierre auf vernünftigem Weg zu einigen.

ROBESPIERRE. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, ist mein Feind – seine Absicht tut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu verteidigen, tötet mich so gut, als wenn er mich angriffe.

DANTON. Wo die Notwehr aufhört, fängt der Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns länger zum Töten zwänge.

ROBESPIERRE. Die soziale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht tot, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekitzelten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen. (S. 18)

Doch Robespierre ist fest davon überzeugt, dass die Revolution erst auf halbem Weg steht und mit allen Mitteln fortgeführt werden muss; und wer nicht für ihn ist, der ist gegen ihn.

Robespierre berät sich mit seinem Scharfmacher, dem jungen St. Just.

ROBESPIERRE. Was wollt ihr tun?

ST. JUST. Wir berufen den Gesetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrtsausschuß zu feierlicher Sitzung.

ROBESPIERRE. Viel Umstände.

ST. JUST. Wir müssen die große Leiche mit Anstand begraben, wie Priester, nicht wie Mörder; wir dürfen sie nicht

verstümmeln, alle ihre Glieder müssen mit hinunter. (S. 20)

Mit der großen Leiche meint St. Just einerseits den berühmten Danton, andererseits dessen sämtliche Anhänger, die allesamt mit ihm ins Grab müssen.

Der strenge Robespierre wird plötzlich weich und zögert, die alten Kampfgefährten Danton hinrichten zu lassen. Doch St. Just ist gewappnet und liest ihm aus Protokollen Äußerungen der Anhänger Dantons vor. Dass ihn Camille hinter seinem Rücken als „Blutmessias“ bezeichnet, ergrimmt ihn besonders, so dass er allen von St. Just vorgeschlagenen Maßnahmen zustimmt.

ROBESPIERRE *allein*. Jawohl, Blutmessias, der opfert und nicht geopfert wird. – Er hat sie mit seinem Blut erlöst, und ich erlöse sie mit ihrem eignen. Er hat sie sündigen gemacht, und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wollust des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat sich mehr verleugnet, ich oder er? – Und doch ist was von Narrheit in dem Gedanken. – Was

sehen wir nur immer nach dem Einen?
Wahrlich, der Menschensohn wird in
uns allen gekreuzigt, wir ringen alle im
Gethsemanegarten im blutigen
Schweiß, aber es erlöst keiner den an-
dern mit seinen Wunden.

Mein Camille! – Sie gehen alle von mir
– es ist alles wüst und leer – ich bin al-
lein. (S. 21f)

Ja, Robespierre fühlt sich tatsächlich als
Messias, der angetreten ist, das französi-
sche Volk zu erlösen. Dass auch der von
ihm geliebte Camille sterben muss, grämt
ihn zwar, aber das Todesurteil bleibt trotz-
dem bestehen.

Am Ende bemitleidet sich Robespierre
selbst, weil er alle seine Freunde auf dem
Schafott verliert. Man könnte das heuchle-
risch nennen, weil er es ja selbst war, der
sie dorthin geschickt hat, aber Robespierre
ist tatsächlich bekümmert, dass seine
Freunde ihn durch ihre Untugend verraten
haben.

Danton und seine drei wichtigsten Ver-
bündeten Lacroix, Philippeau und Camille

haben erfahren, dass sie verhaftet werden sollen, was dem Todesurteil gleichkommt.

CAMILLE. Rasch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren!

DANTON er kleidet sich an. Aber die Zeit verliert uns. Das ist sehr langweilig, immer das Hemd zuerst und dann die Hosen drüber zu ziehen und des Abends ins Bett und morgens wieder heraus zu kriechen und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen; da ist gar kein Absehen, wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig, und daß Millionen es schon so gemacht haben, und daß Millionen es wieder so machen werden, und daß wir noch obendrein aus zwei Hälften bestehen, die beide das nämliche tun, so daß alles doppelt geschieht – das ist sehr traurig.

CAMILLE. Du sprichst in einem ganz kindlichen Ton.

DANTON. Sterbende werden oft kindisch.

LACROIX. Du stürzest dich durch dein Zögern ins Verderben, du reißeest alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige

die Feiglinge, daß es Zeit ist, sich um dich zu versammeln, fordere sowohl die vom Tale als die vom Berge auf! Schreie über die Tyrannei der Dezemvirn, sprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirst du die Tribunen erschrecken und selbst die um dich sammeln, die man als Mitschuldige Héberts bedroht! Du mußt dich deinem Zorn überlassen. Laßt uns wenigstens nicht entwaffnet und erniedrigt wie der schändliche Hébert sterben!

DANTON. Du hast ein schlechtes Gedächtnis, du nanntest mich einen toten Heiligen. Du hattest mehr recht, als du selbst glaubtest. Ich war bei den Sektionen; sie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie, und Reliquien wirft man auf die Gasse, du hattest recht. (S. 22)

Aber Danton ist müde geworden, nach heutigen Begriffen würde man sagen depressiv, und will nicht um sein Leben kämpfen.

PHILIPPEAU. [...] Ob sie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter

sterben! Es ist noch vorzuziehen, sie treten mit gelenken Gliedern hinter die Kulissen und können im Abgehen noch hübsch gestikulieren und die Zuschauer klatschen hören. Das ist ganz artig und paßt für uns; wir stehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernst erstochen werden. Es ist recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduziert wird; der Rock war zu lang, unsere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. (S. 23f)

Für Philippeau ist es einerlei, ob er an einer Krankheit oder auf der Guillotine stirbt; Letzteres ist mit großer Wahrscheinlichkeit sogar weniger schmerzhaft.

DANTON. Der Wohlfahrtsausschuß hat meine Verhaftung beschlossen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüssig. Mögen sie ihn nehmen. Was liegt daran? Ich werde mit Mut zu sterben wissen; das ist leichter, als zu leben. (S. 28)

Mit ein Grund für Dantons Niedergeschlagenheit ist, dass er an die vielen Menschen, für deren Tod er verantwortlich ist, denken muss. Er bereut seine Taten zwar nicht, aber er sieht sie heute in einem anderen, weniger glorreichen Licht.

Hier rechtfertigt Danton seiner Frau gegenüber die Hinrichtung der Aristokraten, die während des Krieges gegen die äußeren Feinde eine innere Gefahr darstellten.

JULIE. Die Könige waren nur noch vierzig Stunden von Paris ...

DANTON. Die Festungen gefallen, die Aristokraten in der Stadt ...

JULIE. Die Republik war verloren.

DANTON. Ja, verloren. Wir konnten den Feind nicht im Rücken lassen, wir wären Narren gewesen: zwei Feinde auf einem Brett; wir oder sie, der Stärkere stößt den Schwächeren hinunter – ist das nicht billig?

JULIE. Ja, ja.

DANTON. Wir schlugen sie – das war kein Mord, das war Krieg nach innen.
(S. 31)

Danton sagt sich vor, dass die Ermordung der Aristokraten nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar absolut notwendig war. Aber gerade die Tatsache, dass er das Morden vor sich selbst rechtfertigen muss, zeigt, dass er von Zweifeln angegagt wird.

Im Nationalkonvent sieht man unterdessen die beschlossene Verhaftung Dantons mit gemischten Gefühlen, denn wenn man den großen Helden der Revolution hinrichten kann, dann kann man auch jeden anderen Deputierten aufs Schafott führen. Das Wort führt Louis Philippe Legendre (1752–1797), die erste Figur in diesem Drama, deren Todesjahr nicht 1794 ist.

LEGENDRE. Soll denn das Schlachten der Deputierten nicht aufhören? – Wer ist noch sicher, wenn Danton fällt?

EIN DEPUTIERTER. Was tun?

EIN ANDERER. Er muß vor den Schranken des Konvents gehört werden. – Der Erfolg dieses Mittels ist sicher; was sollten sie seiner Stimme entgegensetzen?

EIN ANDERER. Unmöglich, ein Dekret verhindert uns.

LEGENDRE. Es muß zurückgenommen oder eine Ausnahme gestattet werden. – Ich werde den Antrag machen; ich rechne auf eure Unterstützung.

DER PRÄSIDENT. Die Sitzung ist eröffnet.

LEGENDRE *besteigt die Tribüne*. Vier Mitglieder des Nationalkonvents sind verflossene Nacht verhaftet worden. Ich weiß, daß Danton einer von ihnen ist, die Namen der übrigen kenne ich nicht. Mögen sie übrigens sein, wer sie wollen, so verlange ich, daß sie vor den Schranken gehört werden. Bürger, ich erkläre es: ich halte Danton für ebenso rein wie mich selbst, und ich glaube nicht, daß mir irgendein Vorwurf gemacht werden kann. Ich will kein Mitglied des Wohlfahrts- oder des Sicherheitsausschusses angreifen, aber gegründete Ursachen lassen mich fürchten, Privathaß und Privatleidenschaft möchten der Freiheit Männer entreißen, die ihr die größten Dienste erwiesen haben. Der Mann, welcher im Jahre 1792 Frankreich durch seine Energie rettete, verdient gehört zu werden; er

muß sich erklären dürfen, wenn man ihn des Hochverrats anklagt. *Heftige Bewegung.*

EINIGE STIMMEN. Wir unterstützen Legendres Vorschlag.

EIN DEPUTIERTER. Wir sind hier im Namen des Volkes; man kann uns ohne den Willen unserer Wähler nicht von unseren Plätzen reißen.

EIN ANDERER. Eure Worte riechen nach Leichen; ihr habt sie den Girondisten aus dem Munde genommen. Wollt ihr Privilegien? Das Beil des Gesetzes schwebt über allen Häuptern. (S. 32f)

Legendre beantragt, dass sich Danton vor dem Konvent verteidigen darf. Misstrauische warnen, sich mit dieser Maßnahme selbst der Verfolgung auszusetzen.

Robespierre spricht gegen Legendres Antrag und droht unverhohlen, jeden Fürsprecher Dantons zum Mitverschwörer zu erklären.

ROBESPIERRE. [...] Nur Verbrecher und gemeine Seelen fürchten, ihresgleichen

an ihrer Seite fallen zu sehen, weil sie, wenn keine Schar von Mitschuldigen sie mehr versteckt, sich dem Licht der Wahrheit ausgesetzt sehen. Aber wenn es dergleichen Seelen in dieser Versammlung gibt, so gibt es in ihr auch heroische. Die Zahl der Schurken ist nicht groß; wir haben nur wenige Köpfe zu treffen, und das Vaterland ist gerettet. Beifall. Ich verlange, daß Legendres Vorschlag zurückgewiesen werde. *Die Deputierten erheben sich sämtlich zum Zeichen allgemeiner Beistimmung.* (S. 34)

St. Just, noch wortgewandter als Robespierre, bestärkt die Deputierten.

ST. JUST. [...] Die Revolution ist wie die Töchter des Pelias: sie zerstückt die Menschheit, um sie zu verjüngen. Die Menschheit wird aus dem Blutkessel wie die Erde aus den Wellen der Sündflut mit urkräftigen Gliedern sich erheben, als wäre sie zum ersten Male geschaffen. *Langer, anhaltender Beifall. Einige Mitglieder erheben sich im Enthusiasmus.* (S. 35)

Die Deputierten sind wie ein Rohr in Wind: Fühlen sie sich bedroht, so unterstützen sie die Mächtigen enthusiastisch.

Im Gefängnis vertreiben sich die Todgeweihten unterdessen die Zeit, indem sie die Frage, ob Gott existiert beziehungsweise ob die Welt eine Schöpfung Gottes sei, diskutieren.

PAYNE. [...] aber muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommenes schaffen, so läßt er es gescheuer ganz bleiben. (S. 37)

Ein Gefangener namens Payne argumentiert folgendermaßen: Würde Gott eine vollkommene Welt erschaffen, so wäre Gott die Welt und die Welt wäre Gott, denn vollkommen ist vollkommen. Da die Welt offensichtlich unvollkommen ist, stellt sich jedoch die Frage, was einen vollkommenen Gott bewogen haben mag, etwas derart Unvollkommenes wie die Welt zu erschaffen. Langweile, wie Menschen sie kennen, kann es wohl nicht gewesen sein.

Im Gefängnis treffen Danton, Lacroix, Camille und Philippeau ein. Danton tut

wieder groß, wie wenig er den Tod fürchtet, was ihm Camille jedoch nicht abnimmt.

CAMILLE zu *Danton*. Gib dir nur keine Mühe! du magst die Zunge noch so weit zum Hals heraushängen, du kannst dir damit doch nicht den Todesschweiß von der Stirne lecken. (S. 38f)

Unterdessen beraten zwei von Dantons Richtern, Antoine Quentin Fouquier de Tinville (1746–1795) und Martial Joseph Armand Herman (1759–1795), über die beste Vorgehensweise im bevorstehenden Prozess.

FOUQUIER. Alles bereit?

HERMAN. Es wird schwer halten; wäre Danton nicht darunter, so ginge es leicht.

FOUQUIER. Er muß vortanzen.

HERMAN. Er wird die Geschwornen erschrecken, er ist die Vogelscheuche der Revolution.

FOUQUIER. Die Geschwornen müssen wollen.

HERMAN. Ein Mittel wüßt ich, aber es wird die gesetzliche Form verletzen.

FOUQUIER. Nur zu!

HERMAN. Wir lösen nicht, sondern suchen die Handfesten aus.

FOUQUIER. Das muß gehen. – Das wird ein gutes Heckefeuer geben. Es sind ihrer neunzehn. Sie sind geschickt zusammengewürfelt. Die vier Fälscher, dann einige Bankiers und Fremde. Es ist ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen. – Also zuverlässige Leute! Wer zum Beispiel?

HERMAN. Leroi. Er ist taub und hört daher nichts von all dem, was die Angeklagten vorbringen. Danton mag sich den Hals bei ihm rauh schreien.

FOUQUIER. Sehr gut; weiter!

HERMAN. Vilatte und Lumière. Der eine sitzt immer in der Trinkstube, und der andere schläft immer; beide öffnen den Mund nur, um das Wort ›Schuldig‹ zu sagen. – Girard hat den Grundsatz, es dürfe keiner entweichen, der einmal vor das Tribunal gestellt sei. Renaudin ...FOUQUIER. Auch der? Er half einmal einigen Pfaffen durch.

HERMAN. Sei ruhig! Vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man solle allen Verurteilten vor der Hinrichtung zur Ader lassen, um sie ein wenig matt zu machen; ihre meist trotzig Haltung ärgere ihn.

FOUQUIER. Ach, sehr gut. Also ich verlasse mich!

HERMAN. Laß mich nur machen!
(S. 39f)

Das Wichtigste bei einem Prozess ist, die geeigneten Geschworenen auszusuchen; Fouquier und Herman haben offenbar schon die Richtigen gefunden, die Danton verurteilt werden, wie die Rechtslage auch sein möge.

Der Prozess beginnt und Danton ist wie umgewandelt: Er hat den grandiosen, allesbetörenden Redner wieder in sich entdeckt. Auch wenn er tönt, er fürchte den Tod nicht, so kämpft er doch um sein Leben – oder genauer gesagt, er kämpft um die Freiheit seiner Freunde, denn er weiß, dass sie mit ihm leben und mit ihm sterben.

HERMAN zu Danton. Ihr Name, Bürger.

DANTON. Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geschichte.

HERMAN. Danton, der Konvent beschuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orléans, mit den Girondisten, den Fremden und der Faktion Ludwigs des XVII: konspiriert zu haben.

DANTON. Meine Stimme, die ich so oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verleumdung zurückweisen. Die Elenden, welche mich anklagen, mögen hier erscheinen, und ich werde sie mit Schande bedecken. Die Ausschüsse mögen sich hierher begeben, ich werde nur vor ihnen antworten. Ich habe sie als Kläger und als Zeugen nötig. Sie mögen sich zeigen. Übrigens, was liegt mir an euch und eurem Urteil? Ich hab es euch schon gesagt: das Nichts wird bald mein Asyl sein; – das Leben ist mir zur Last, man mag mir es entreißen, ich sehne mich danach, es abzuschütteln. (S. 41)

Der Richter will Danton zum Schweigen bringen, doch der große Redner kann nicht verstummen.

HERMAN *schellt*. Hören Sie die Klingel nicht?

DANTON. Die Stimme eines Menschen, welcher seine Ehre und sein Leben verteidigt, muß deine Schelle überschreien. Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerstückten Leibern der Aristokraten geätzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Aristokraten und Reichen dem Volke Waffen geschmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonetten begrub. Lauter Beifall.

HERMAN. Danton, Ihre Stimme ist erschöpft, Sie sind zu heftig bewegt. Sie werden das nächste Mal Ihre Verteidigung beschließen, Sie haben Ruhe nötig. – Die Sitzung ist aufgehoben.

DANTON. Jetzt kennt Ihr Danton – noch wenige Stunden, und er wird in den Armen des Ruhmes entschlummern. (S. 42)

Danton sprüht vor goldenem Pathos; sogar der Morde an den Aristokraten rühmt er sich. Wir wissen allerdings, dass das nicht mehr seiner wirklichen Überzeugung entspricht, aber er ist genötigt, so zu tönen, denn er muss seine Freunde retten.

Arthur Graf Dillon (1750–1794), ein nunmehr verhafteter General der Revolution, hofft, dass die Deputierten aus Furcht, nach Danton selbst zu fallen, diesen verschonen werden.

DILLON. Die Hand an Danton! Wer ist noch sicher? Die Furcht wird sie vereinigen. (S. 43)

Danton gelingt es tatsächlich, mit seinen feurigen Reden die Zuhörer auf seine Seite zu ziehen.

Auch Bertrand Barère de Vieuzac (1755–1841) befürchtet diesen Effekt.

BARÈRE. Er ist wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembrisierten hat ihn unverwundbar gemacht. – Was sagt Robespierre?

ST. JUST. Er tut, als ob er etwas zu sagen hätte. – Die Geschwornen müssen sich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten schließen.

BARÈRE. Unmöglich, das geht nicht.

ST. JUST. Sie müssen weg, um jeden Preis, und sollten wir sie mit den eignen Händen erwürgen. Wagt! Danton soll uns das Wort nicht umsonst gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht stolpern; aber bleibt Danton am Leben, so wird er sie am Gewand fassen, und er hat etwas seiner Gestalt, als ob er die Freiheit notzüchtigen könnte. (S. 45)

St. Just ist entschlossen, jeden Anschein von Rechtsstaatlichkeit fallen zu lassen, wenn es der Tod von Danton erforderlich macht. Und er hat dazu schon den passenden Plan.

ST. JUST. Der Konvent muß dekretieren, das Tribunal solle ohne Unterbrechung den Prozeß fortführen und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte schuldige Achtung verletzte

oder störende Auftritte veranlaßte, von den Debatten ausschließen.

BARÈRE. Du hast einen revolutionären Instinkt; das lautet ganz gemäßigt und wird doch seine Wirkung tun. Sie können nicht schweigen, Danton muß schreien. (S. 46)

St. Just will den Konvent beschließen lassen, dass jeder Störer aus dem Saal des Revolutionstribunals entfernt werden kann. Barère schlussfolgert klug, dass Danton niemals schweigen könne und daher zwangsläufig unter diese Maßregel fallen werde.

Doch Robespierre ist nicht mehr unangefochten. Wenn er Danton auf die Guillotine bringen kann, dann wird ihm das mit Leichtigkeit auch mit jedem anderen Deputierten gelingen. Man spricht es nur im Geheimen aus, aber man ist sich sicher, dass nach Danton auch Robespierre und damit das Regime des Terreurs fallen muss. Barère, Jacques Nicolas Billaud-Varenne (1756–1819) und Jean-Marie Collot d’Herbois (1750–1796) äußern als erste Pläne zum Sturz Robespierres.

BARÈRE. Robespierre will aus der Revolution einen Hörsaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

BILLAUD. Oder als Betschemel.

COLLOT. Auf dem er aber alsdann nicht stehen, sondern liegen soll. (S. 47)

Wieder im Gefängnis, diskutieren die Angeklagten die Verhandlung.

LACROIX. Du hast gut geschrieen, Danton; hättest du dich etwas früher so um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders. Nicht wahr, wenn der Tod einem so unverschämt nahe kommt und so aus dem Hals stinkt und immer zudringlicher wird?

CAMILLE. Wenn er einen noch notzüchtigte und seinen Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! Aber so in allen Formalitäten wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgesetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen gesagt und wie dann die Bettdecke gehoben wird

und es langsam hereinkriecht mit seinen kalten Gliedern!

DANTON. Wäre es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! Aber es ist mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen, und die Glieder würden mir langsam systematisch von der kalten physischen Gewalt abgedreht. So mechanisch getötet zu werden!

CAMILLE. Und dann daliegen allein, kalt, steif in dem feuchten Dunst der Fäulnis – vielleicht, daß einem der Tod das Leben langsam aus den Fibern martert – mit Bewußtsein vielleicht sich wegzufaulen! (S. 48)

Im Kampf zu fallen, mag noch als ein angemessener Tod angehen; aber vom Räderwerk der Justiz zermahlen zu werden, das kann nicht einmal Danton ertragen.

Aber noch gibt Danton nicht auf, sondern rührt am nächsten Verhandlungstag wieder die Gemüter der Zuhörer.

DANTON. Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich sehe großes

Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Diktatur; sie hat ihren Schleier zerrissen, sie trägt die Stirne hoch, sie schreitet über unsere Leichen. Auf Amar und Vouland deutend. Seht da die feigen Mörder, seht da die Raben des Wohlfahrtsausschusses! Ich klage Robespierre, St. Just und ihre Henker des Hochverrats an. – Sie wollen die Republik im Blut ersticken. Die Gleise der Guillotinenkarren sind die Heerstraßen, auf welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes dringen sollen. Wie lange sollen die Fußstapfen der Freiheit Gräber sein? – Ihr wollt Brot, und sie werfen euch Köpfe hin! Ihr durstet, und sie machen euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken! *Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geschrei des Beifalls.*

VIELE STIMMEN. Es lebe Danton, nieder mit den Dezemvirn! *Die Gefangnen werden mit Gewalt hinausgeführt.* (S. 50)

Danton klagt Robespierre und St. Just des Hochverrats an – und die Zuhörer jubeln ihm zu.

Aber das Volk ist wetterwendisch und lässt sich mühelos von jedem beliebigen, gut geschulten Redner zu einer konträren Ansicht überreden, wie eine Szene vor dem Justizpalast zeigt.

EINIGE STIMMEN. Nieder mit den Dезemvирn! Es lebe Danton!

ERSTER BÜRGER. Ja, das ist wahr, Köpfe statt Brot, Blut statt Wein!

EINIGE WEIBER. Die Guillotine ist eine schlechte Mühle und Samson ein schlechter Bäckerknecht; wir wollen Brot, Brot!

ZWEITER BÜRGER. Euer Brot, das hat Danton gefressen. Sein Kopf wird euch allen wieder Brot geben, er hatte recht.

ERSTER BÜRGER. Danton war unter uns am 10. August, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, welche ihn angeklagt haben?

ZWEITER BÜRGER. Und Lafayette war mit euch in Versailles und war doch ein Verräter.

ERSTER BÜRGER. Wer sagt, daß Danton ein Verräter sei?

ZWEITER BÜRGER. Robespierre.

ERSTER BÜRGER. Und Robespierre ist ein Verräter!

ZWEITER BÜRGER. Wer sagt das?

ERSTER BÜRGER. Danton.

ZWEITER BÜRGER. Danton hat schöne Kleider, Danton hat ein schönes Haus, Danton hat eine schöne Frau, er badet sich in Burgunder, ißt das Wildbret von silbernen Tellern und schläft bei euren Weibern und Töchtern, wenn er betrunken ist. – Danton war arm wie ihr. Woher hat er das alles? Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. Der Herzog von Orléans hat es ihm geschenkt, damit er ihm die Krone stehle. Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch alle verrate. – Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn alle.

ALLE. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräter! (S. 50f)

Das Urteil ist gefallen, und die Gefangenen warten auf den Tod. Camille leidet am meisten, da er seine große Liebe Lucile zu-

rücklassen muss. Aber auch Danton hat jeden Mut verloren.

DANTON. [...] Morgen bist du eine durchgerutschte Hose; du wirst in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich fressen, du magst stinken, wie du willst. Ach, das hilft nichts! Jawohl, es ist so elend, sterben müssen. Der Tod öffnet die Geburt; beim Sterben sind wir so hilflos und nackt wie neu-geborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grab so gut wimmern wie in der Wiege. Camille! Er schläft; Indem er sich über ihn bückt. ein Traum spielt zwischen seinen Wimpern. Ich will den goldnen Tau des Schlafes ihm nicht von den Augen streifen. Er erhebt sich und tritt ans Fenster. Ich werde nicht allein gehn: ich danke dir, Julie! doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eignen Lippen totküßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluten sich begräbt. – Wie schimmernde

Tränen sind die Sterne durch die Nacht
gesprengt; es muß ein großer Jammer
in dem Aug sein, von dem sie abträufel-
ten. (S. 53)

Draußen warten schon zwei Fuhrmänner
auf die Gefangenen.

ZWEITER FUHRMANN *zu den Weibern.*
Was gafft ihr?

EIN WEIB. Wir warten auf alte Kun-
den.

ZWEITER FUHRMANN. Meint ihr, mein
Karren wär ein Bordell? Er ist ein an-
ständiger Karren, er hat den König und
alle vornehmen Herren aus Paris zur Ta-
fel gefahren. (S. 55)

Lucile leidet unterdessen solchen Kummer,
dass sie schier den Verstand verliert.

Die Gefangenen beklagen ihr Los mit
zynischen Worten.

HÉRAULT. Sind wir wie Ferkel, die
man für fürstliche Tafeln mit Ruten tot-
peitscht, damit ihr Fleisch schmackhaf-
ter werde?

DANTON. Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

CAMILLE. Ist denn der Äther mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tisch der seligen Götter steht, und die seligen Götter lachen ewig, und die Fische sterben ewig, und die Götter erfreuen sich ewig am Farbenspiel des Todeskampfes?

DANTON. Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott. (S. 58)

Julie nimmt Gift und stirbt. Die Gefangenen werden auf das Schafott geführt.

CAMILLE *gibt dem Fuhrmann Geld.* Da, alter Charon, dein Karren ist ein guter Präsentierteller! – Meine Herren, ich will mich zuerst servieren. Das ist ein klassisches Gastmahl; wir liegen auf unsern Plätzen und verschütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton! *Er besteigt das Blutgerüst, die Gefangnen folgen ihm,*

einer nach dem andern. Danton steigt zuletzt hinauf.

LACROIX *zu dem Volk.* Ihr tötet uns an dem Tage, wo ihr den Verstand verloren habt; ihr werdet sie an dem töten, wo ihr ihn wiederbekommt.

EINIGE STIMMEN. Das war schon einmal da; wie langweilig!

LACROIX. Die Tyrannen werden über unsern Gräbern den Hals brechen.

HÉRAULT *zu Danton.* Er hält seine Leiche für ein Mistbeet der Freiheit.

PHILIPPEAU auf dem Schafott. Ich vergebe euch; ich wünsche, eure Todesstunde sei nicht bitterer als die meinige.

HÉRAULT. Dacht ich's doch! er muß sich noch einmal in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.

FABRE. Lebe wohl, Danton! Ich sterbe doppelt.

DANTON. Adieu, mein Freund! Die Guillotine ist der beste Arzt.

HÉRAULT *will Danton umarmen.* Ach, Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß mehr heraus. Da ist's Zeit. *Ein Henker stößt ihn zurück.*

DANTON zum Henker. Willst du grausamer sein als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen? (S. 59)

Camille will als erster sterben, wohl um nicht den Tod der Gefährten sehen zu müssen; Lacroix mahnt das Volk, das sich über ihn lustig macht; Philippeau gibt den Heiligen; Hérault macht sich selbst im Angesicht des Todes noch über Lacroix und Philippeau lustig, wohl um seine eigene Angst zu besiegen; und Danton bringt noch ein Bonmot hervor. Dann kommt das Ende.

Auch Lucille hat mit dem Leben abgeschlossen und huldigt vor dem Schafott dem König, was ihr sicheres Todesurteil bedeutet.

LUCILE *tritt auf und setzt sich auf die Stufen der Guillotine.* Ich setze mich auf deinen Schoß, du stiller Todesengel. Sie singt.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille
in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Rosen

erstickt hast. Du Totenglocke, die du ihn mit deiner süßen Zunge zu Grabe sangst. *Sie singt.*

Viel Hunderttausend ungezählt,

Was nur unter die Sichel fällt.

Eine Patrouille tritt auf.

EIN BÜRGER. He, wer da?

LUCILE *sinnend und wie einen Entschluß fassend, plötzlich.* Es lebe der König!

BÜRGER. Im Namen der Republik! Sie wird von der Wache umringt und weggeführt. (S. 61)

Ende.

Was die Beurteilung von *Dantons Tod* angeht, sprechen die Zitate für sich selbst: Das Drama ist eines der beeindruckendsten in deutscher Sprache, ein makellooses Meisterwerk, ein einziger Lesegenuss – geschrieben in nur fünf Wochen unter größtem zeitlichen und materiellem Druck. Faszinierend sind vor allem von Büchner geschilderten Figuren, wie etwa der zwischen Resignation und heftiger Gegenwehr schwankende Danton, der oft selbst nicht begreift, wo die Motive für sein eigenes Handeln liegen. Offenbar hat der Dichter

viel von seiner eigenen Verfasstheit in die Figuren hineingelegt.

Dantons Tod ist in einem unglaublich dichten Stil erzählt: Jeder Satz ist wie ein Manifest für die Meinungsfreiheit, für die Humanität, für das Leben. Auf der Bühne mag es für die Zuschauer manchmal schwierig sein, jedem Hintersinn der Dialoge sogleich zu folgen, während die Lektüre des Textes Gelegenheit zum genauen Studieren jeder Anspielung bietet. Eine Hilfe bieten dabei die dankenswerter beigegebenen Anmerkungen. Im Jahr 1835, als das Drama erschien, lagen die darin beschriebenen Ereignisse erst vierzig Jahre zurück, so dass dem damaligen Publikum die politischen Gegebenheiten noch geläufiger gewesen sein mögen; andererseits galt das Drama bis zur Uraufführung 1902 als unspielbar.

Georg Büchner hat die Geschichte der Französischen Revolution ausführlich studiert und setzt seine Kenntnisse im vorliegenden Drama um, das ihm als selbst von der Polizei gesuchter Revolutionär ein besonderes Anliegen war. Ein Teil der Dialoge besteht aus belegten historischen Zitaten.

Dantons Tod ist ein sehr pessimistisches Stück, das die Menschen und ihre Welt in den düstersten Farben malt: Neid, Hass, Korruption, Mordgier sind überall, Hoffnung ist nirgends. Verstärkt wird das noch durch Dantons depressive Einstellung, der sich anfangs gegen seine Feinde nicht einmal wehrt, weil er den Tod herbeisehnt. Dabei hat Büchner, der selbst eine Revolution erhoffte, von seinen Mit-Revolutionären keine gute Meinung, er stellt sie als egoistisch und verachtenswert dar, nur Danton und seine Fraktion kommen etwas besser weg, trotz ihrer blutigen Vergangenheit, denn sie haben immerhin späte Einsicht gezeigt.

Aber der Abgrund an Böösartigkeit ist bei Büchner das gemeine Volk, das so sehr nach Blut dürstet, dass man ihm tagtäglich neue Opfer vorwerfen muss, wenn man nicht selbst gestürzt werden will. So sind selbst Exekutive und Jurisdiktion – Wohlfahrtsausschuss und Revolutionstribunal –, die eine Terrorherrschaft selbst über die Nationalversammlung, deren Deligierten kaum Immunität genießen, ausüben, ihrerseits vom Pöbel getriebene. Man kann aber

nicht leugnen, dass bisweilen – etwa beim Tod der Gattinnen Dantons und Demou-lins', wo Büchner deutlich von den historischen Ereignissen abweicht – eine gewisse Sentimentalität aufkommt.

In Zusammenhang mit Büchners Drama kann man auch auf den Stummfilmfilm *Napoleon* von Abel Gance (1889–1981) aus dem Jahr 1927 verweisen, der das Wirken des Wohlfahrtsausschusses mit genialen Schauspielern in unnachahmlich eindringlicher Weise vorführt.

Zwei Monate nach Dantons Tod erfüllen sich die hier im Drama gemachten Prophezeiungen: Robespierre macht den Fehler, sämtliche Deputierten zum Freiwild zu erklären, sollten sie sich gegen ihn stellen. Der Wohlfahrtsausschuss, der sich auch bedroht sieht, ergreift die Gelegenheit, als Robespierre wegen einer Erkrankung bei einer Sitzung fehlt, und klagt ihn und Saint-Just des Hochverrats an; der grenzenlos erleichterte Konvent bestätigt das Todesurteil nahezu einstimmig.

Penguin Classics

THE DEATH OF KING ARTHUR



*Anonymus: Death of King Arthur

Anonymus

The Death of King Arthur

(*La Mort le Roi Artu*, ca. 1237)

Penguin Classics (TB 238 S./p 65)

Harmondsworth 1976

Translated with an Introduction by
James Cable

Genre: Phantastik

After Master Walter Map had put down in writing as much as he thought sufficient about the *Adventures of the Holy Grail*, his lord King Henry II felt that what he had done would not be satisfactory unless he told about the rest of the lives of those he had previously mentioned, and the deaths of those whose prowess he had related in his book. So he began this last part; and when he had put it together he called it *The Death of King Arthur*, because the end of it relates how King Arthur was wounded at the battle of Salisbury and left Girflet who had long been his companion, and how no one ever again saw

him alive. So Master Walter begins this last part accordingly.

When Bors arrived at court in the city of Camelot from the faraway lands of Jerusalem, he found much there that brought him great joy, because everyone was very anxious to see him. When he told them about the passing of Galahad and the death of Perceval, they were all very saddened at court, but nevertheless they all consoled themselves as best they could. The king commanded that all the adventures that the companions of the Quest for the Holy Grail had recounted at his court were to be set down in writing; and when he had done this he said:

‘My Lords, look among you and count how many of your companions we have lost on this quest/

They looked and found there were as many as thirty-two missing; and of all these there was not one who had not died in combat. (S. 23)

Robert Wace (1110–1174) war der erste Dichter, der mit seinem altfranzösischen

Versepos *Roman de Brut* die Sagen um den keltischen König Artus zu Papier brachte. Neben vielen weiteren Artus-Dichtungen entstand im frühen dreizehnten Jahrhundert eine dreiteilige französische Prosaversion, die *Editio vulgata*, ein Zyklus über die Abenteuer des Ritters Lancelot du Lac. Zugeschrieben wurden sie einem Walter Map, der aber mit Sicherheit nicht der Urheber war. Der vorliegende dritte Teil, *La Mort le Roi Artu*, stammt wiederum von einem anderen Dichter als die ersten beiden Teile, *Lancelot du Lac* und *Les Aventures ou La Queste del Saint Graal*.

Dieser dritte Teil, *La Mort le Roi Artu*, ist mit den anderen *Lancelot*-Teilen ist es nicht zu vergleichen, auch nicht mit einem anderen Text der Artus-Legende und wohl auch mit keinem anderen mittelalterlichen Roman, denn dieser Roman ist so modern, so psychologisch stimmig und so eindringlich, dass man sein Alter von achthundert Jahren kaum für möglich halten will.

Die Moderne beginnt schon beim Inhalt: Es gibt keine Magier und Ungeheuer, keine übernatürlichen Erscheinungen, keine göttlichen Eingriffe – stattdessen sehen wir

Menschen und ihre Begierden, Hoffnungen und Entscheidungen, die die Geschichte zum Besseren oder Schlechteren wenden.

Die Handlung selbst dürfte bekannt sein: Lancelot hat ein heimliches Verhältnis mit Guinevere, der Frau von König Arthur; die Sache wird aufgebracht; Mord und Totschlag folgen; der Untergang der Tafelrunde vollzieht sich; es gibt eine späte Aussöhnung.

Des Weiteren hervorzuheben ist die klare und lakonische Sprache – scheinbar mit einer kleinen Prise Ironie, die sie allerdings auch dem englischen Übersetzer verdanken kann –, in der die Geschichte so gerade heraus wie nur möglich erzählt wird. In der folgenden Szene hat sich Lancelot mit Guinevere in deren Gemach eingeschlossen; Agravain, ein Bruder von Lancelots bestem Freund Gawain, ist dabei, mit einer Gruppe Gewappneter die Tür aufzubrechen, um die Liebenden zu ertappen und vor Gericht zu stellen.

„Ah, my friend,“ said the queen, „now we are dishonoured and dead; the king

will know all about you and me. Agravain has laid a trap for us.“

„Do not worry, my Lady,“ said Lancelot. „He has arranged his own death, because he will be the first to die.“
(S. 115)

Lancelot ist sich sicher, dass er allein, ohne Rüstung gegen die sechs gewappneten Ritter nicht nur bestehen kann, sondern dass er insbesondere deren Anführer erschlagen wird. Doch Agravain überlebt den Anschlag, was eine Fehleinschätzung Lancelots darstellt.

Lancelot gewinnt den ungleichen Kampf nicht nur aufgrund seiner überlegenen Körperstärke, sondern vor allem wegen seiner unerschütterlichen Selbstsicherheit.

„Wait for me, you evil cowards. I am going to open the door to see who will come in first.“

Then he drew his sword, opened the door, and told them to come forward. A knight called Tanaguin who hated Lancelot mortally put himself before the others, and Lancelot, raising his sword,

truck him so violently with all his force that neither his helmet nor his iron coif could save him from being split to the shoulders. Lancelot wrenched out his sword, and struck him dead to the ground. When the others saw what happened to him, they drew back and left the doorway quite empty. Seeing this, Lancelot said to the queen:

„My Lady, the battle is over. When it pleases you I shall go, and shall not be prevented by any man here.” (S. 116)

Lancelot spaltet dem ersten Eindringling den Kopf bis zu den Schultern, stürmt hinaus und streckt einen weiteren Ritter zu Boden, woraufhin der Rest flieht. Man beachte, mit welcher Ruhe und Höflichkeit Lancelot zu seiner Geliebten spricht, als ginge es nicht um Leben und Tod, sondern den Besuch eines Gastmahls.

Lancelots Feinde eilen jedoch sogleich zum König, um das Liebespaar anzuzeigen. Der König holt sich Rat und erfährt, dass für Guinevere nichts anderes in Frage kommt als ein beschämender Tod.

Damit sind wir bei dem größten Pluspunkt des Romans, der Person Lancelots selbst: Seine Selbstsicherheit steigert sich bis ins Kaltschnäuzige, wenn er bei einer früheren Anklage gegen die Königin Arthur ins Gesicht schwört, diese hätte ihn nie betrogen, und der König angesichts so offen demonstrierter Ehrlichkeit ihm glaubt. Seine Feinde, die sein Verhältnis aufdecken wollen, beschimpft er nicht nur wie oben als Feiglinge, sondern insbesondere als Verräter, denn sie sind es, die in seinen Augen Unrecht tun.

When he came near the king, he spoke loud enough for all those present to hear him, and said to him:

‘My Lord, I have come to court because of something unbelievable I have heard related in this country. Some people have led me to understand that a knight is to come here today to accuse my lady the queen of treachery. If this is true, I have never heard of such a mad knight, because we all know, friends and strangers, that in the whole world there is no lady as worthy as she. I have

therefore come because of the value I know there is in her, prepared to defend her if there is a knight present who is accusing her of treachery.'
(S. 105)

Gegen Lancelot selbst wagt man aus naheliegenden Gründen, nämlich einem zu erwartenden Zweikampf als Gottesurteil, den Lancelot mit Sicherheit gewinnt, keine Anklage.

Ethik, Moral, Ritterehre, Gebote Gottes – all das gilt Lancelot nichts. Zu sagen, er würde sich über die Normen hinwegsetzen, wäre schon zu viel des Guten, denn er setzt sich nicht einmal mit ihnen auseinander. Sein Bewusstsein von Recht und Unrecht kommt ganz allein aus ihm selbst heraus, und er hat dazu auch noch die Kraft und die Fähigkeit, seine Maßstäbe kompromisslos zu leben. In einer anderen Episode, in der er dringend seinen Freunden zu Hilfe eilen muss, besteigt er in Ermangelung eines Pferdes einen Karren, was die äußerste Schande für einen Ritter darstellt, aber ihn kümmert das nicht im mindesten, sein Selbstwertgefühl wird davon nicht beein-

trächtigt. Selbst seine geliebte Guinevere betrügt er mit einer anderen Frau, was die Königin zu Tode betrübt – auch wenn das Lancelots Freunde als böswilliges Gerücht hinstellen, so erzählen doch andere Versionen der Sage, dass er einen Sohn von einer anderen Frau hat. Guinevere dagegen bleibt kinderlos; sie empfängt weder von Artus noch von Lancelot.

Wenn es jetzt so scheint, als wäre Lancelot ruchlos, so täuscht der Eindruck. Lancelot ist nämlich auf der anderen Seite ein gutmütiger und hilfsbereiter Mensch, der seinen Freunden immer zur Seite steht: Er ist vor allem Arthur ein treuer Ritter und Gawain ein treuer Freund, er wird von vielen geliebt und bewundert, von einigen wenigen Neidern allerdings auch abgrundtief gehasst. Bei seinem Bestreben, das ehebrecherische Verhältnis zu kaschieren, geht es ihm nicht nur um sein und Guineveres Wohl, sondern vor allem auch um die Schonung Arthurs und die Bewahrung der Einheit des Reiches.

Ganz stark widersprüchliche Charakterzüge stehen hier nebeneinander, aber Lancelot selbst empfindet das nicht so, er sieht

sich als gänzlich perfekt. Aber *La Mort le Roi Artu* ist kein statischer Roman, sondern erzählt die Entwicklung einer Person: Lancelot macht nämlich erstmals in seinem Leben einen gravierenden Fehler, einen Fehler, den er zudem als solchen erkennt und bereut, was für ihn eine völlig neue Erfahrung darstellt.

Nach seinem Kampf beim Schlafgemach drängt Guinevere Lancelot zur Flucht, denn so lange er frei sei, würde niemand es wagen, ihr etwas anzutun. Das ist eine Fehleinschätzung, denn Agravain schreit den Hochverrat so laut heraus, dass Arthur nichts anderes übrig bleibt, als seine Frau in Lancelots Abwesenheit zum Tode auf dem Scheiterhaufen zu verurteilen zu lassen, was ihn offenbar sehr schmerzt.

Mit Ausnahme von Lancelots erbitterten Feinden scheint jedermann, selbst Arthur, zu hoffen, Lancelot werde sie rechtzeitig befreien.

The king commanded the queen to be brought forward, and she came, crying bitterly. She was wearing a dress of red taffeta, a tunic, and a cloak. She was so

beautiful and so elegant that she surpassed any other woman of her age one could have found in the world. When the king saw her, he felt such great pity for her that he was unable to look at her, but commanded her to be taken from him and dealt with as the court had decided in its judgment. Then she was led out of the palace and down through the streets.

When the queen had left the court and the city's inhabitants could see her coming, then you could have heard people on all sides, shouting:

‘Ah, my Lady, more kindly and courteous than all others, where will the poor people ever find pity now? Ah, King Arthur, you who have treacherously sought her death, you can still repent, and the traitors who have arranged this can die in shame!’ (S. 21f)

Darin sieht Agravain, den Arthur zu Guineveres Bewachung abstellt, seine Chance, und er verlangt, dass auch seine zwei Brüder mit eingeteilt werden, Guerrehet und der allseits beliebte junge Gaheriet, ein en-

ger Freund Lancelots. Dann kommt es, wie es kommen muss: Lancelot befreit Guinevere direkt vor dem bereits brennenden Scheiterhaufen; Lancelot tötet Agravain; Bors tötet Guerrehet und schlägt Gaheriet den Helm vom Kopf; und dann tötet Lancelot Gaheriet, ohne ihn zu erkennen.

Lancelot, who was riding ahead of all the others, went to where he saw Agravain, and shouted:

‘Coward, traitor, you have come to your end.’

Then he struck him so hard that no armour could save him from having a lance thrust through his body. Lancelot, a man of valour and strength, gave him a mighty blow that knocked him to the ground from his horse. As he fell, the lance broke. (S. 122)

Lancelot weiß noch nicht, was er getan hat.

When Lancelot saw that there was no one left from King Arthur’s household to hold him back from anything, he went up to the queen, and said:

‘My Lady, what is to be done with you?’

She was delighted by this happy outcome that God had sent her, and said:

‘My Lord, I should like you to place me in safety somewhere outside King Arthur’s control/

‘My Lady,’ said Lancelot, ‘climb on to a palfrey and come with us into the forest. There we shall come to a decision on what it is best to do.’

And she agreed with this. [96] Then they put her on a palfrey and went into the thickest part of the forest. When they were deep within it, they checked to see if they were all there, and they saw that they had lost three of their companions. Then they asked one another what had happened to them.

‘I saw three of our men die at Ga-heriet’s hand,’ said Hector.

‘What?’ said Lancelot, ‘was Ga-heriet present, then?’

‘My Lord,’ said Bors, ‘what are you asking ? You killed him.’

‘In God’s name,’ said Hector, ‘you killed him.’

‘Now we can be sure/ said Lancelot, ‘that we shall never be at peace with King Arthur or with Sir Gawain, because of their love for Gaheriet. We shall see the beginning of a war that will never come to an end.’

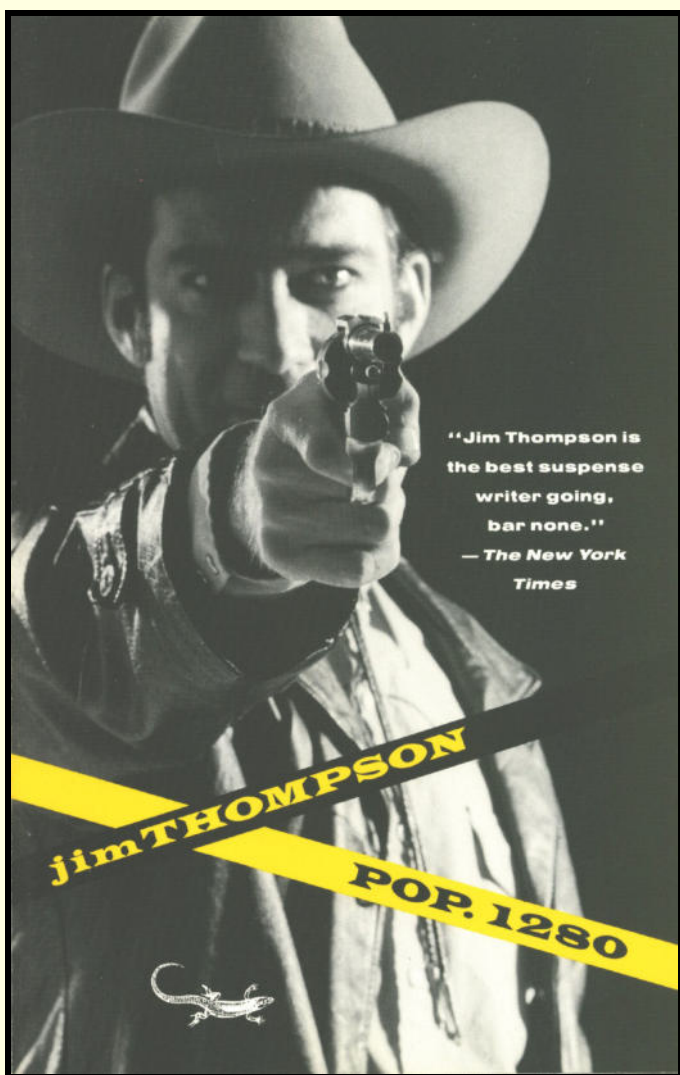
Lancelot was very angry at Gaheriet’s death, because he was one of the knights he most loved in the world.

Als man Lancelot sagt, wen er getötet hat, bereut er zum ersten Mal eine Tat. Die Folgen dieses Fehlers sind unermesslich, denn nun wendet sich Gaheriets ältester Bruder, Gavain, bis dahin Lancelots engster Freund, gegen ihn und stachelt nun mit seinem Einfluss, den Agravain nie hatte, König Arthur zu einem verheerenden und nicht enden wollenden Rachefeldzug an, der schließlich das Ende Camelots herbeiführt. Einmal augenfällig seiner Fehlbarkeit überführt, beginnt Lancelot sich zu wandeln und über sein Handeln nachzudenken, sich Rechenschaft über die Folgen seiner Taten abzulegen: *The Death of King Arthur* kann man als Vorläufer des psychologischen Entwicklungsromans betrachten.

Wenn man heutige Roman- und Kinohelden wie Robert E. Howards Conan oder Ian Flemings James Bond betrachtet und mit dem ursprünglichen Lancelot vergleicht, dann versteht man, woher sie und die anderen literarischen Helden ihren Ursprung genommen haben. Aber woher hat der unbekannte Autor seinen Lancelot genommen? Er ist eine so prägnante und faszinierende Gestalt, dass man sich nicht vorstellen kann, dass er aus dem Nichts erdacht wurde. Als literarische Vorbilder könnte man höchstens auf heidnische Helden zurückgreifen; Griechen und Römer kommen aber kaum in Frage, weil sie viel zu sehr in ihrem von strengen moralischen Grundsätzen geprägten Weltbild verhaftet waren; bleiben höchstens die Helden der Sagas, die oft sehr eigenwillige Persönlichkeiten waren. Viel wahrscheinlicher aber scheint mir, dass der Autor vielleicht eine Person mit ähnlichen Zügen gekannt und seinen Lancelot nach einem lebenden Vorbild geschaffen hat.

The Death of King Arthur ist jedenfalls ein Unikat in seiner Zeit, das mit keinem anderen mittelalterlichen Werk vergleichbar ist.

Man braucht kaum zu erwähnen, dass heutige Nacherzählungen keinem Vergleich mit diesem einzigartigen Meisterwerk standhalten.



***Thompson, Jim: Pop. 1280**

**Jim Thompson [James Myers Thompson,
1906–1977]**

Pop. 1280 (1964)

Random House (220 S./\$ 11,00)

New York 1990

Genre: Thriller

Well, sir, I should have been sitting pretty, just about as pretty as a man could sit. Here I was, the high sheriff of Potts County, and I was drawing almost two thousand dollars a year—not to mention what I could pick up on the side. On top of that, I had free living quarters on the second floor of the courthouse, just as nice a place as a man could ask for; and it even had a bathroom so that I didn't have to bathe in a washtub or tramp outside to a privy, like most folks in town did. I guess you could say that Kingdom Come was really here as far as I was concerned. I had it made, and it looked like I could go on having it made—being high sheriff of Potts County—as long as

I minded my own business and didn't arrest no one unless I just couldn't get out of it and they didn't amount to nothin'.

And yet I was worried. I had so many troubles that I was worried plumb sick.

I'd sit down to a meal of maybe half a dozen pork chops and a few fried eggs and a pan of hot biscuits with grits and gravy, and I couldn't eat it. Not all of it. I'd start worrying about those problems of mine, and the next thing you knew I was getting up from the table with food still left on my plate.

It was the same way with sleeping. You might say I didn't really get no sleep at all. I'd climb in bed, thinking this was one night I was bound to sleep, but I wouldn't. It'd be maybe twenty or thirty minutes before I could doze off. And then, no more than eight or nine hours later, I'd wake up. Wide awake. And I couldn't go back to sleep, frazzled and wore out as I was.

Well, sir, I was layin' awake like that one night, tossing and turning and going plumb out of my mind, until finally I

couldn't stand it no longer. So I says to myself, „Nick,” I says, „Nick Corey, these problems of yours are driving you plumb out of your mind, so you better think of something fast. You better come to a decision, Nick Corey, or you're gonna wish you had.”

So I thought and I thought, and then I thought some more. And finally I came to a decision.

I decided I didn't know what the heck to do. (S. 3f)

Wir befinden uns in einer Kleinstadt namens Pottsville von 1280 Seelen – wenn man die Neger mitzählt – in Potts County, Texas, gegen Ende des Ersten Weltkriegs. Nick Corey ist hier Sheriff, ein Mann von geringer Bildung, beschränktem Verstand und auffallender Unterwürfigkeit: Er ist stohdumm, völlig ungebildet, verfressen, ein Siebenschläfer, arbeitsscheu, hat keinerlei Rückgrat, lässt sich von jedem ausnutzen und redet jedem nach dem Mund.

Er wurde für den Posten des Sheriffs aufgrund ebendieser Eigenschaften ausgewählt, damit er den Leuten, die in der Stadt

das Sagen haben, bei ihren Geschäften nicht in die Quere kommt und nur die verhaftet, die den guten Bürgern unbequem geworden sind.

Nick erzählt seine Geschichte selbst in Ichform, in einem sehr schlichten, umgangssprachlich geprägten Stil. Allerdings ist Vorsicht bei der Lektüre geboten, denn Nicks Geschichte ist kein direkter Bericht seiner Erlebnisse oder gar ein Bewusstseinsstrom, sondern Nick erzählt, wie das „Well, sir“ direkt am Anfang zeigt, seine Version der Ereignisse für einen vermutlich nur imaginären Zuhörer. Man wird also nicht alles glauben müssen, was Nick von sich gibt.

Und nun erzählt uns Nick, dass er Probleme hat, die ihm den Schlaf rauben, und alle in der Gestalt von Menschen: Da ist seine Frau Myra, hässlich und gemein, die ihn mit einem Trick zur Heirat gezwungen hat, und noch dazu Lennie mitgebracht hat, ihren unangenehmen, geistig behinderten Bruder; da ist Ken Lacey, der Sheriff eines Nachbar-County, der Nick wie den letzten Dreck behandelt; da ist Tom, der Mann von Nicks hübscher, aber strohdummer und der

Fäkalsprache verfallener Geliebter Rose; und da sind zwei Zuhälter, die ihm zwar schön brav ein Viertel ihrer Einnahmen abliefern, ihn aber trotzdem öffentlich verspotten und verhöhnen, ohne dass er sich zur Wehr setzen kann.

Diese Probleme bestehen schon länger, und Nick hat sich bisher nicht daran gestört. Aber jetzt steht der Sheriff-Posten zur Wiederwahl an, und Nick hat zum ersten Mal einen Gegenkandidaten, einen kompetenten und möglicherweise sogar rechtsschaffenen Mann, der behauptet, die Probleme der Stadt angehen zu wollen und gegen den er keine Chance hat. Wenn Nick verliert, dann verliert er nicht nur die Wahl, sondern seine gesamte bequeme Existenz, in der er es sich so schön eingerichtet hat.

So wacht Nick also zu Beginn des Romans auf und kommt nach langem Nachdenken zu dem Schluss, dass er keine Ahnung hat, wie er dieses Problem lösen soll. Ob man ihm das glauben darf, ist nicht sicher: Vielleicht hat er schon eine Lösung parat, ist sich aber noch nicht sicher, ob und wie er sie umsetzen soll.

Schließlich rafft sich Nick auf und zieht sich an. Auf dem Weg nach draußen kommt er an Myras Bett vorbei, die nackt auf dem Bauch schläft und dadurch gewisse Gelüste in Nick weckt.

I'll tell you something about me. I'll tell you for true. That's *one* thing I never had no shortage of. I was hardly out of my shift—just a barefooted kid with my first pair of boughten britches—when the gals started flinging it at me. And the older I got, the more of 'em there were. I'd say to myself sometimes, „Nick,” I'd say, „Nick Corey, you'd better do something about these gals. You better start carrying you a switch and whip 'em off of you, or they'll do you to death.” But I never did do nothing like that, because I just never could bear to hurt a gal. A gal cries at me a little, and right away I'm giving in to her. (S. 5f)

Nick behauptet, ein Mann zu sein, dem die Frauen geradezu die Türe einrennen, und weil er immer gut zu Frauen ist, wehrt er sich nicht gegen ihre Zudringlichkeit.

Myra allerdings ist ein anderer Fall: Kaum erwacht sie, bedeutet sie Nick energisch, dass sie von ihm weder jetzt noch irgendwann etwas wissen will.

„And just what,” she said, „do you think you’re doing?”

I told her I was getting ready to take a trip over to the county where Ken Lacey was sheriff. I’d probably be gone until late that night, I said, and we’d probably get real lonesome for each other, so maybe we ought to get together first.

„Huh!” she said, almost spitting the word at me. „Do you think I’d want you, even if I was of a mind to have relations with a man?”

„Well,” I said. „I kind of thought maybe you might. I mean, I kind of hoped so. I mean, after all, why not?”

„Because I can hardly stand the sight of you, that’s why! Because you’re stupid!”

„Well,” I said. „I ain’t sure I can agree with you, Myra. I mean, I ain’t saying you’re wrong but I ain’t saying you’re right, either. Anyways, even if I am stu-

pid, you can't hardly fault me for it. They's lots of stupid people in the world."

„You're not only stupid but you're spineless," she said. „You're about the poorest excuse for nothing I ever laid eyes on!"

„Well, looky," I said. „If you feel that way, why for did you marry me?"

„Listen to him! Listen to the beast!" she said. „As if he didn't know why! As if he didn't know that I had to marry him after he raped me!" (S. 6f)

Dass er kein Rückgrat besitzt und strohdumm ist, diese Vorwürfe nimmt Nick seiner Frau nicht übel, denn sie treffen ja zu, wie er offenbar selbst einsieht. Allerdings trägt er mit seiner Naivität etwas arg dick auf, so dass im Leser der Verdacht keimt, Nick würde seine Frau bewusst provozieren.

Den Vorwurf, er hätte sie vergewaltigt, nimmt er ihr allerdings übel und sagt es ihr auch. Myra gerät außer sich vor Wut und droht ihm, die Geschichte mit der Vergewaltigung öffentlich zu machen, woraufhin

er sogleich als Sheriff entlassen würde. Das ist nun eine Drohung, die Nick sehr ernst nimmt.

„I’ll remember,” I said, „an’ here’s something for you to remember. If I ain’t sheriff, then I got nothing to lose, have I? It don’t make a good gosh-damn about anything. And if I ain’t sheriff, you ain’t the sheriff’s wife. So where the heck will that leave you—you and your half-witted brother?” (S. 9)

Nick erklärt Myra, dass er nichts mehr zu verlieren hätte, wenn er aus dem Amt gejagt würde. Das könnte man als unverhüllte Drohung auffassen, wenn Nick seine unbedachte Äußerung nicht mit der Aussage abmildern würde, Myra und ihr Bruder würden auf der Straße stehen, wenn er nicht mehr Sheriff wäre. Hier kommt erstmals ein anderer Nick zum Vorschein, einer, der klar denkt und strategisch plant, der aber auch unbedacht zu erkennen gibt, dass er nicht so naiv ist, wie vorzugeben versucht – er hat sich nicht mehr so gut unter Kontrolle, wie es sein müsste. Das zeigt

sich auch in seiner nächsten Behauptung, dass er das Gerichtsgebäude alleine schneller neu anstreichen könnte als die durch Vetternwirtschaft bestellten Maler – die zum Erstaunen des Lesers in normalen, flüssigem Englisch gehalten ist.

I could have painted the whole building myself in three days. But I wasn't a county commissioner, and I didn't have a painting contractor for a brother-in-law. (S. 10)

Man könnte annehmen, dass Nick sich überschätzt, aber der Wechsel vom kindlich-naiven zum geläufigen Schreibstil zeigt, dass mehr in ihm steckt, als er vorzugeben versucht.

Nick fährt mit der Bahn, um Ken Lacey, den Sheriff eines Nachbar-Countys, um Rat zu fragen. Im Zug trifft er die hübsche, reiche Erbin Amy Mason, die er einmal gegen den Willen ihres mittlerweile verstorbenen Vaters heiraten wollte. Amy, die offenbar sehr verliebt in Nick war, hasst ihn jetzt inbrünstig, weil er Myra geheiratet hat.

Daher muss Nick an seine neueste Liebe denken, die verheiratete Rose Hauck.

Somehow, I'd gotten real friendly with a married woman, name of Rose Hauck. One of those involvements which I've always kind of drifted into before I knew what was happening. Rose didn't mean a thing to me, except that she was awful pretty and generous. But I meant plenty to her. I meant plenty-plenty, and she'd let me know it.

Just to show how smart Rose was, Myra considered her her very best friend. Yes, sir, Rose could put on that good an act. When we were alone, me and Rose that is, she'd cuss Myra until it actually made me blush. But when they were together, oh, brother! Rose would suck around her—honeyin' and dearie-in' her—until heck wouldn't have it. And Myra would get so pleased and flustered that she'd almost weep for joy. (S. 17)

Nick geht ins Gerichtsgebäude, wo er von Sheriff Ken Lacey und seinem Deputy Buck

begrüßt wird. Gefragt, wie groß den Pottsville sei, antwortet Nick, 1280 Seelen. Die Frage, ob das auch 1280 Menschen wären, bejaht Nick.

We all had a couple more drinks, and Buck tossed his stogie in a gaboon and cut himself a chaw; and Ken said I wasn't pre-zackly correct in saying that twelve hundred and eighty souls was the same as twelve hundred and eighty people.

„Ain't that right, Buck?" Ken said, giving him a nod.

„Kee-rect!" Buck said. „You're a thousand per cent right, Ken!"

„Natcherly! So just tell old Nick why I am."

„Shorely," Buck said, turning toward me. „Y'see it's this way, Nick. That twelve hundred and eighty would be countin' niggers—them Yankee lawmakers force us to count 'em—and niggers ain't got no souls. Right, Ken?"

„Kee-rect!" Ken said.

„Well, now, I don't know about that," I said. „I wouldn't come out flat and say

you fellas was wrong, but I sure don't reckon I can agree with you neither. I mean, well, just how come you say that colored folks don't have souls?"

„Because they don't, that's why.”

„But why don't they?” I said.

„Tell him, Buck. Make old Nick here see the light,” Ken said.

„Why, shorely,” Buck said. „Y'see, it's this way, Nick. Niggers ain't got no souls because they ain't really people.”

„They ain't?” I said.

„Why, o' course not. Most everybody knows that.”

„But if they ain't people, what are they?”

„Niggers, just niggers, that's all. That's why folks refer to 'em as niggers instead of people.” (S. 24f)

Ken und Buck spielen Nick „Brutaler Sheriff gegen Dummlichen Deputy“ vor: Ob das dazu dient, sich über den scheinbar ahnungslosen Nick lustig zu machen oder ob Buck tatsächlich täglich von Ken gedemütigt wird, das ist gegenwärtig nicht ganz klar, aber später wird sich zeigen, dass es

Ken völlig ernst damit war, den sehr viel intelligenteren, aber machtlosen Buck so stark zu demütigen wie nur möglich.

Anschließend darf Nick sein Anliegen vortragen: Nicht die sechs Huren in Pottsville machen ihm Kummer, sondern die zwei Zuhälter, die ihn öffentlich demütigen und damit seinen Ruf und die Aussichten auf Wiederwahl ruinieren.

„Well, sir, Ken,” I said. „You know that whorehouse there in Pottsville. Place over on the river bank, just a whoop an’ a holler from town...”

Ken looked up at the ceiling and scratched his head. He allowed that he couldn’t say that he did know about it, but he figured naturally that Pottsville had a whorehouse.

„Can’t very well run a town without one, right, Buck?”

„Right! Why if they wasn’t any whores, the decent ladies wouldn’t be safe on the streets.”

„Kee-reck!” Ken nodded. „Fellas would get all full of piss an’ high spirits and take right off after ‘em.”

„Well, that’s the way I look at it,” I said. „But now I got this trouble. Y’see, there’s these six whores, all nice friendly girls and just as accommodatin’ as you could ask for. I really can’t make no complaint about these girls. But along with them is these two pimps—one pimp for three girls, I guess—and those pimps are giving me trouble, Ken. They been sassin’ me somethin’ awful.”

„Now, you don’t mean that!” Ken said. „You don’t mean t’tell me that these pimps has actually been sassin’ the high sheriff of Potts County!”

„Yes, sir,” I said, „that’s exactly what they’ve been doin’. An’ the bad part about it is, they sometimes done it in front of other people, and a thing like that, Ken, it just don’t do a sheriff no good. The word gets around that you’ve been told off by pimps, and it don’t do you no good a’tall!” (S. 30f)

Anschließend gibt Ken unserem Nick eine augenfällige Demonstration, was mit aufsässigen Zuhältern zu tun sei.

„I'll tell you what you got to do, Nick," Ken said. „No, sir, I'll show you what to do. You just stand up and turn your back to me, an' I'll give you an ill-ustrated lesson."

I did what he told me to. He got up out of his chair, and hauled off and kicked me. He kicked me so hard that I went plumb out the door and half-ways across the hall. (S. 31)

Ken fragt Nick, was er aus dem Arschtritt gelernt habe. Nick antwortet, er wolle es dem Täter in gleicher Weise heimzahlen. Nein, das sei falsch, sagt Ken, und damit Nick seine Lektion lernt, bekommt er einen zweiten Arschtritt, diesmal von Ken und Buck zugleich. Nick hebt quasi ab und verletzt sich wohl am Gesäß als auch am linken Arm.

Ken fragt mitleidig, wo es denn weh tue.

„Hurt your arm?" Ken said. „Whereabouts?"

„I'm not positive," I said. „It could be either the radius or the ulna."

Buck gave me a sudden sharp look out from under his hatbrim. Sort of like I'd just walked into the room and he was seeing me for the first time. But of course Ken didn't notice anything. Ken had so much on his mind, I reckon, helping poor stupid fellas like me, that he maybe didn't notice a lot of things. (S. 32f)

Nick ist von dem letzten Tritt noch so benommen, dass er aus der Rolle fällt und auf die Frage mit „the radius or the ulna“ – Speiche oder Elle – antwortet, also mit zwei lateinischen Wörtern, die ein Dummkopf wie unmöglich kennen und noch viel weniger korrekt aussprechen kann. Buck bemerkt den Fehler, aber Ken bleibt ahnungslos.

Wir wissen nun definitiv, dass Nick nicht der Trottel ist, den er so erfolgreich spielt. Vor der Ankunft bei Ken hat er uns schon erzählt, dass dessen Ratschläge manchmal nützlich, manchmal aber auch heimtückisch sind: Ken legt es nicht nur darauf an, Nick zu blamieren, sondern ihn in definitiv gefährliche Situationen zu brin-

gen. Nun aber ist für uns klar, dass Nick einen Schritt weiter denkt: Er will Ken zu einem Ratschlag verleiten, der Nick selbst nützt und zugleich Ken ins Verderben stürzt.

Ken erster, noch recht harmloser Rat ist, doppelt so stark zurückzuschlagen wie man selbst angegriffen wurde.

„Kee-reck!” Ken said. „So I’ll tell you what to do about them pimps. The next time they even look like they’re goin’ to sass you, you just kick ‘em in the balls as hard as you can.”

„Huh?” I said. „But—but don’t it hurt awful bad?”

„Pshaw, ‘course it don’t hurt. Not if you’re wearin’ a good pair o’ boots without no holes in ‘em.” (S. 33f)

Der zweite Ratschlag ist der, auf den Nick gewartet hat.

„You’re actually lettin’ ‘em off pretty easy, Nick,” Buck said. „I know I’d sure hate to be in the same room if any pimp sassed old Ken here. Ken wouldn’t stop

with just kickin' 'em. Why, a-fore they knew what was happening, he'd just yank out his pissoliver and shoot 'em right in their sassy mouths."

„Pre-zackly!" Ken said. „I'd send them sassy skunks to hell without no fooling around about it."

„So you're really being too easy on 'em, Nick. A god-danged sight easier than a proud, intelligent upstandin' officer like ol' Ken. Ken would shoot 'em deader'n doornails, if he was in your place, and you heard him say so yourself."

„Right!" said Ken. „I sure wouldn't miss doing pre-zackly that."

Well...

It looked like I'd got what I came for, and it was getting kind of late by then. So I thanked Ken for his advice, and stood up. (S. 34)

Buck empfiehlt Nick, die beiden Zuhälter kurzerhand zu erschießen, und Ken bestätigt das. Nick ist zufrieden und fährt wieder heim. Er ist ziemlich lädiert, aber das Ergebnis rechtfertigt den Aufwand. Einfach

erschießen hätte er die Zuhälter natürlich auch ohne Anleitung können, aber aus seinem Grund, der sich möglicherweise noch offenbaren wird, braucht er dazu den Auftrag von Ken.

Vor der Abfahrt spendiert Nick dem Deputy noch ein gutes Essen am Bahnhofsdépôt. Offenbar verhält sich der Sheriff Buck gegenüber tatsächlich sehr demütigend, und Nick will schon mal sicherstellen, dass bei einer Krise Buck auf seiner Seite steht.

Während der Fahrt schläft Nick ein und erinnert sich im Traum an seine Kindheit, während der er täglich von seinem Vater misshandelt wurde.

I dreamed—I *lived*—showing him the reading prize I'd won in school. Because I was sure that would please him, and I just had to show it to someone. And I dreamed—lived—picking myself up off the floor with my nose bloodied from the little silver cup. And he was yelling at me, shouting that I was through with school because I'd just proved I was a cheat along with everything else.

The fact was, I guess, that he just couldn't stand for me to be any good. If I was any good, then I couldn't be the low-down monster that had killed my own mother in getting born. And I had to be that. He had to have someone to blame. (S. 36f)

Nick hat als Schüler einen Preis im Lesen gewonnen: Er war also offenbar nicht nur klug, sondern sogar der Beste in seiner Klasse.

Seither hält er sich lieber an Frauen als an Männer.

That's the way I grew up. It's no wonder, I reckon, that me and the girls always got along so well. I reckon I really worked at getting along with 'em; sort of made a trade out of it without really knowing I was doing it. Because a fella has to have someone that likes him. He just naturally has to. And girls are just naturally inclined to like a man.

I guess when you come right down to it, I was making the same mistake that those people I was talking about make.

Because there ain't no bigger problem than love, nothing is truly hard to come by, and I was looking for an easy answer to it. (S. 37f)

Im nächtlichen Pottsville angekommen, geht Nick nicht nach Hause, sondern eilt sogleich zum Hurenhaus, das außerhalb der Stadt am Fluss liegt. Nick kennt genau die Uhrzeit, wenn der Dampfer Ruby Clark die Flussbiegung durchfährt.

The two pimps were there, right where I thought they'd be. They were sitting down with their backs to the mooring posts, a dimmed lantern and a jug of whiskey between them. They looked at me owl-eyed as I came in out of the darkness, and then the one named Curly, a kind of dude-ish fella with kinky scalp-tight hair, shook a finger at me.

„Now, Nick, you know you're not supposed to come over here but once a week. Just once a week, and only long enough to pick up your graft and get.”

„That’s right,” said the one named Moose. „Fact is, we’re bein’ mighty generous to let you come here at all. We got a reputation to protect here, and it sure doesn’t help none to have a fella like you dropping around.”

„Well, now,” I said, „that’s not a very nice thing to say.”

„Oh, well, there’s nothing personal in it,” Curly said. „It’s just one of those unpleasant facts of life. You’re a crook, and it doesn’t look good to have crooks around.”

I asked him how come he thought I was a crook, and he said what else could I call myself. „You take graft, don’t you? You’re getting a dollar out of every five that comes in here?”

„But I have to,” I said. „I mean, it’s kind of a civic duty. If I didn’t keep you people stripped down a little, you’d get too powerful. First thing I know, you’d be running the county instead of me.”

Moose sneered and wobbled to his feet. „You two-bit clown,” he said, „will you just get the hell out of here? Will you, or am I gonna have to make you?”

„Well, now,” I said. „Well, now, I don’t know about that. I figure that’s a pretty mean way to talk to a fella that’s always been nice to you.”

„Are you gonna get or not?” He took a step toward me.

„You’d better, Nick,” Curly nodded, pushing himself up. „You kind of make us sick to our stomachs, you know? It may not be your fault, but the air turns bad every time you show up.”

Around the bend, I could see the lights of the *Ruby Clark*, and I could hear the whip of the paddles as it fought for the turn. It was that time, it would be that time any second now, and I unholstered my gun and took aim.

„Wha—!” Moose stopped dead in his tracks, his mouth gaping open.

Curly said, „Oh, now, Nick!” forcing a smile to his face. But it was the sickest smile I’ll ever see.

That’s one thing people always know, I guess. They know when they’re going to die. And Moose and Curly knew that they were going to.

„Good night, ye merry gentlemen,” I said. „Hail and farewell.”

The *Ruby Clark* whistled.

By the time the echo died, Moose and Curly were in the river, each with a bullet spang between his eyes. (S. 40ff)

Exakt zu dem Zeitpunkt, da der Dampfer pfeift, erschießt Nick die beiden Zuhälter – genau zwischen die Augen, was ihn als ausgezeichneten Revolverschützen ausweist – und wirft sie ins Wasser. Und er verabschiedet sie mit den zwei literarischen Zitaten.

Hier hat er sich – nicht zum ersten und auch nicht zum letzten Mal – als der einzige wirklich gebildete Mann seiner Stadt verraten. Und das möglicherweise auch noch mit Absicht, denn dem perfekten und hochintelligentem Lügner, der er ist, wäre eine solche Enthüllung nicht ohne Absicht herausgeschlüpft; während er nicht müde wird, seine Minderwertigkeit herauszukehren, hält er sich in Wirklichkeit für einen Übermenschen, der über der menschlichen Moral steht und der Richter und Henker in einer Person ist – sagt er jedenfalls am

Schluss des Romans, aber glauben muss man ihm das noch lange nicht.

Zu Hause angekommen, schläft Nick sofort ein, wird aber von Myra grob geweckt, weil mitten in der Nacht an der Tür geklopft wird. Nick gibt vor, sich zu fürchten.

„It might be robbers, Myra,” I pointed out. „Wouldn’t be a bit surprised if that’s who it was. I hear they do their robbin’ late at night when decent folks is in bed.”

„You fool! You stupid, spineless, cowardly slob! Are you the sheriff of this county or not?” Myra yelled.

„Well,” I said, „I guess you could say that.” (S. 43)

Nick legt es darauf an, Myra bis zur Weißglut zu provozieren. Sein nächster Einfall ist besonders ausgesucht.

„You ain’t mad about somethin’, are you honey?” I said, getting the britches untangled and starting to draw ‘em on. „I sure hope I ain’t annoyed you no way.”

She didn't say anything. Just started to swell up like she was about to explode.

„I got a trade-last for you,” I said. „A fella was saying to me the other day, he said, ‘Nick, you got the prettiest mother in town.’ So I asked him who he meant, naturally, because my mama’s been dead for years. And he said, ‘Why, that lady you call Myra. You mean to tell me she ain’t your mother?’ That’s just what he said, honey. So now you got to tell me something nice that someone said about me.”

She still didn't say anything. She just leaped at me, sort of meowing like a cat, her hands clawed to scratch my eyes out.

She didn't do it, because I'd been kind of expecting something like that. All the time I was talking to her, I was easing back toward the door. So instead of landing on me, she came up against the wall, clawing the heck out of it afore she could come to her senses. (S. 44)

Vor der Tür steht Ken Lacey, der mit einem nächtlichen Güterzug nach Pottsville gefahren ist. Er ist ganz von Sinnen, weil ihm sein Deputy eingeredet hat, Nick würde einfach hergehen und Kens Rat befolgen und die Zuhälter erschießen – was natürlich Ken vor dem Gesetz zum Mittäter machen würde.

„What am I supposed to have done, Ken? The way you’re actin’, you’d think I’d killed someone.”

„Then you didn’t,” he said, his eyes hard on my face. „You didn’t kill anyone.”

„Kill anyone?” I said. „Why, what a riddicerlous question! Why for would I kill anyone?”

„And you didn’t? You didn’t kill them two pimps that was sassing you?”

„Ken,” I said. „How many times have I got to tell you? Why for would I kill anyone?”

He heaved a big sigh, and relaxed for the first time. (S. 45)

Offenbar hat Buck die Möglichkeit, sich an Ken für all die Demütigungen zu rächen und ihn in Angst und Schrecken zu versetzen, ausführlich genossen. Vielleicht hat ihn ja auch Nick bei dem großzügigen Essen den Vorschlag gemacht, Ken doch einmal ordentlich auf den Arm zu nehmen, indem er sich besorgt zeigt, ob Nick nicht vielleicht Kens Rat ernst genommen habe.

He kept on fretting about it, Buck did, saying I just *might* kill the pimps because I'd always taken Ken's advice in the past, no matter how nutty it was. And then when he saw how upset Ken was getting, he said that the law probably wouldn't be too hard on him. Proba'ly wouldn't be hard on him, a-tall, like they would me, but maybe let him off with thirty, forty years. (S. 46)

Ken hat nur noch einen Wunsch, nämlich zu schlafen. Aber leider hat Nick kein Bett mehr frei, und nein, es gibt im Ort auch kein Hotel. Da bliebe eigentlich nur das Hurenhaus, aber das könne er Ken nicht zu-

muten, da die sechs Huren schon lange keinen Mann mehr gehabt hätten.

„Well, let's see now,” I said. „Danged if I can only think of but one place, Ken. A place that could bed you down. But I'm afraid you wouldn't get much sleep there.”

„You just lead me to it! I'll do the sleepin'!”

„Not at the whorehouse you wouldn't,” I said. „Y'see, the girls ain't had much business lately, and they'd all be mighty raunchy. Prob'ly be makin' demands on you all night long.”

„Uh-hah!” Ken said. „Well, now! I reckon a fella can put up with anything if he has to. Nice young gals, are they!”

„No, they ain't,” I said. „Most of 'em are fairly young, maybe seventeen, eighteen. But they got this one old gal that's every bit of twenty-one. And she just won't leave a fella alone! She purely won't, Ken, and it wouldn't be fair not to warn you.”

A streak of spit was trickling down his chin. He brushed it away and stood up, a kind of glassy look in his eyes.

„I better be goin’,” he said. „I better be goin’ right this minute.” (S. 47f)

Die Zuhälter könnten ein Problem sein, meint Nick, auch wenn sie um diese Zeit immer irgendwo sturzbetrunken herumliegen. Ken müssen den Huren nur sagen, er hätte sich um die Zuhälter gekümmert.

„So here’s what you do as soon as you go in. You tell the girls that you’ve taken care of the pimps real good, and that they won’t be nosing around a-tall. You tell ‘em that, and everything will be just fine an’ dandy.” (S. 48)

Ken bedankt sich noch artig bei Nick und bittet um Entschuldigung, falls er ihn je verletzt haben sollte. Aber nein, Nick trägt ihm überhaupt nichts nach, und überhaupt, Ken zu helfen, wäre ihm das reinste Vergnügen.

„Nick,” he said, „I’m obliged to you. Maybe I ain’t been too nice to you in the past, but I ain’t forgettin’ what you’ve done here tonight!”

„Aw, pshaw,” I said. „Comes to that, Ken, I ain’t forgetting all the things you’ve done, neither.”

„Well, anyways, I’m obliged to you,” he said.

„Why, it was a positive pleasure doin’ it,” I said. „A positive pleasure, and that’s a fact.” (S. 48f)

Ken scheint, so schildert es jedenfalls Nick, eine unruhige Nacht verbracht zu haben.

Ken showed up at breakfast time the next morning, looking mighty peaked and pale and wrung-out. (S. 50)

Nick gibt Ken reichlich zu trinken, und dieser revanchiert sich dafür, indem er eine sehr üble Andeutung über Myra und ihren gutgebauten, aber debilen jüngeren Bruder macht.

We sat there for a minute or two, not saying much of anything. He looked at me and looked away again, and a kind of shy-sly look came over his face.

„Mighty handsome young fella your brother-in-law,” he said. „Yes, sir, mighty handsome.”

„And he’s an idjit,” I said. „Anyways, he sure ain’t quite right in the head.”

Ken nodded and said, yeah, he’d noticed that. „But maybe that might not make too much difference to a certain kind of woman, you know, Nick? Say a woman that was a lot older than he was. A woman that was pretty ugly and pretty apt to stay that way.”

„Well, I just don’t know about that,” I said. „I wouldn’t say you were wrong but I sure wouldn’t say you was right either.”

„Well, maybe that’s because you ain’t real bright,” Ken said. „Why, I’ll bet you there’s a woman right in this town that would really *pree-fer* Lennie to a fella like you. I ain’t saying that you ain’t a plenty good-lookin’ fella yourself, but probably you ain’t got as long a dingle-

dangle as he has—they tell me them id-jits are hung like a stud-hoss. And, anyways—”

„Well, now, I don’t know about that,” I said. „I ain’t never had any complaints in that department yet.” (S. 51f)

Ken legt noch nach, indem er darauf hinweist, dass es wenig Familienähnlichkeit zwischen Myra und Lenny gibt.

„Ain’t much family resemblance between Lennie and your wife. Hardly know they was brother an’ sister unless someone told you.”

„That’s right, I guess,” I said. „Can’t say that I ever thought much about it.”

But I had thought about it. Yessir, I’d thought plenty about it. (S. 53)

Sich selbst gesteht Nick ein, dass er tatsächlich schon öfter über das seltsame Verhältnis zwischen Myra und Lenny nachgedacht hat. Zu Ken sagt er, dass er von Lennys Existenz erst nach der Heirat erfahren hat. Und für sich überlegt er, dass er war gegenwärtig nichts gegen das Problem Lenny

tun könne, dass ihm aber noch etwas einfallen werde.

Nick begleitet Ken zum Bahnhof und wird nicht müde, dessen Ruhm bezüglich der Beseitigung der beiden Zuhälter zu preisen, was Ken stolz bestätigt.

He finished the rest of the whiskey, and we headed for the railroad station. I introduced him to everyone we met, which was a big part of the population, and he stuck out his chest and told everyone how he'd taken care of the two pimps. Or rather, he just said that he *had* taken care of 'em.

„Never „Never mind how,” he'd say. „Never you mind how.” And then he'd wink and nod, and everybody would be pretty impressed.

We stopped to talk to so many people that it was only a couple of minutes before train time when we got to the station. I shook hands with him and then, before I realized I was doing it, I laughed out loud.

He gave me a suspicious look; asked me what I was laughing about.

„Nothing much,” I said. „I was just thinkin’ how funny it was you rushing down here last night. Thinkin’ I might kill those pimps.”

„Yeah,” he grinned sourly, „that is funny. Imagine a fella like you killing anyone.”

„You can’t imagine me doing it, can you, Ken? You just can’t, can you?”

He said he sure couldn’t, and that was a fact. „If I’d stopped to think, instead of letting that god-danged Buck get me all riled up—”

„But it would be easy to imagine you doing that killing, wouldn’t it, Ken? Killing wouldn’t bother you a bit.”

„What?” he said. „What do you mean, I—”

„In fact, folks wouldn’t have to do any imagining, would they? You’ve as good as admitted it to dozens of people.”

He blinked at me. Then the wild sweat broke out on his face again, and a streak of spit oozed from the corner of his mouth. And there was fear in his eyes.

It had soaked in on him at last, the spot he was in. Soaked clear through a

quart of booze until it hit him where he lived and rubbed the place raw.

„Why—why, god-dang you!” he said. „I was just makin’ talk! You know danged well I was! I never even seen those pimps last night!”

„No, sir, I bet you didn’t.” I grinned at him. „I’d bet a million dollars you didn’t.”

„Y-you—” He gulped. „You m-mean you did k-kill—”

„I mean, I know you’re a truthful man,” I said. „If you said you didn’t see those pimps, I know you didn’t see ‘em. But other folks might think somethin’ else, mightn’t they, Ken? If those pimps’ bodies was to crop up some place, everybody’d think that you killed them. Couldn’t hardly think nothin’ else under the circumstances.”

He cussed and made a grab at me. I stayed where I was, grinning at him, and he slowly let his hands drop to his side.

„That’s right, Ken,” I nodded. „That’s right. There ain’t a thing you can do but hope. Just hope that if someone did kill

those pimps that no one ever finds their bodies.”

The train was coming in.

I waited until it came to a stop; and then, since Ken seemed too dazed to do it by himself, I helped him on.

„One other thing, Ken,” I said, and he turned on the step to look at me. „I’d be real nice to Buck, if I was you. I got kind of a funny idea that he don’t like you very much as it is, so I sure wouldn’t do no more talkin’ about makin’ him peck horse turds with the sparrers.”

He turned back around again, and went on up the steps.

I started back through town. (S. 55ff)

Nick hat aufgehört, den fügsamen Dummkopf zu spielen und zeigt Ken sein wahres Gesicht: Er deutet an, er könne tatsächlich die Zuhälter ermordet haben, und Ken, der sich ihrer Beseitigung gerühmt habe, müsse dafür gerade stehen, sollten Leichen gefunden werden. Und er gibt Ken noch den Rat mit, er solle sich in Zukunft gut mit Buck stellen.

Nun muss sich Nick um die Wahl kümmern. Bei früheren Wahlen hat er beiläufig die Bemerkungen fallen lassen, er würde in Zukunft gegen Hahnenkämpfe, Glücksspiele, Alkohol etc. vorgehen – was dem lahmen Sheriff natürlich niemand abgenommen hat. Sein jeweiliger Konkurrent dagegen fühlte sich von Nicks Äußerungen angespornt und übertrumpfte sie in Hinblick auf Säuberung der Stadt von allem Laster – was ihn bei den braven Bürgern schließlich die Wahl kostete. Doch diesmal sieht es anders aus; es scheint, als ob die Bürger Nick nicht mehr schätzen und seinen Gegenkandidaten Sam Gaddis wählen würden. Nebenbei erfahren wir, dass Nick in Pottsville geboren und aufgewachsen ist, also ein echtes Kind dieser Kleinstadt ist.

Nick kommt zu einer Prügelei: Der kräftige und stark betrunkene Tom Hauck schlägt einen hilflosen alten Neger namens Uncle John. Tom ist der Ehemann von Rose, die sich mit Nick über die Misshandlung durch den brutalen Tom hinwegtröstet. Nick lenkt Tom so lange ab, bis Uncle John das Weite gesucht hat.

Der Staatsanwalt Robert Lee Jefferson redet Nick ins Gewissen, er hätte Tom verhaften sollen, aber Nick weiß, dass die meisten Bürger der Stadt das Trinken und das Schlagen von Frauen und Negern billigen. Robert Lee versucht ihm klar zu machen, dass sich die Stimmung in der Stadt geändert hat und die Bürger mehr Recht und Ordnung wünschen. Doch Nick hält dagegen, dass die Bürger zwar solche Ansichten äußerten, dass sie diese aber sehr schnell ändern würden, wenn Nick anfinge, das Laster wirklich zu bekämpfen.

Nick verspricht sogar, bei Sam Gaddis' Wahlveranstaltungen aufzutreten, für seinen Gegenkandidaten zu sprechen und zu schwören, dass an den bösen Gerüchten, die über Sam im Umlauf sind, kein Wort wahr ist. Außerdem erwähnt er, dass er zu Rose hinausfahren wird, um ihr bei der Arbeit zu helfen, damit sie nicht von Tom geschlagen wird, wenn er heimkommt. Robert Lee glaubt ihm jedes Wort, was zeigt, dass er zwar ein herzensguter Mensch, aber ein schlechter Staatsanwalt ist.

Zuvor fährt er mit seinem Pferdewagen hinaus zu Tom, der jagen wollte, aber sturzbetrunken an einem Baum lehnt.

He looked around as I came up on him, and asked me what the hell I was doing there. Then, his eyes widened and he tried to get to his feet, and he asked me what the hell I thought I was doing with his gun.

„First things first,” I said. „One thing I’m doin’ out this way is to pay a visit to your wife. I’m gonna be gettin’ in bed with her pretty soon now, and she’s gonna be givin’ me what you were too god-danged low-down mean to ever get from her. Reason I know she’s gonna give it to me is because she’s been doin’ it for a long time. Just about every time you were out here hog-drunk, too stupid to appreciate what a good thing you had.”

He was cussing before I had the last words out; pushing himself up against the tree-trunk, and at last wobbling to his feet. He took a staggering step to-

ward me, and I brought the gun up against my shoulder.

„The second thing I’m gonna do,” I said, „is somethin’ I should have done long ago. I’m gonna give you both barrels of this shotgun right in your stupid, stinking guts.”

And I did it.

It didn’t quite kill him, although he was dying fast. I wanted him to stay alive for a few seconds, so that he could appreciate the three or four good swift kicks I gave him. You might think it wasn’t real nice to kick a dying man, and maybe it wasn’t. But I’d been wanting to kick him for a long time, and it just never had seemed safe until now.

I left him after a while, getting weaker and weaker. Squirming around in a pool of his own blood and guts. And then ceasing to squirm.

Then, I drove on out to the Hauck farm. (S. 69f)

Nick schießt Tom mit dessen eigener Schrotflinte in den Unterbauch und gibt dem Sterbenden noch ein paar Tritte.

Wie es scheint, hat Nick einen Weg gefunden, seine vielfältigen Probleme zu lösen, und zwar, indem er Menschen tötet. Der Mord an den beiden Zuhältern hat ihm den Weg gewiesen. Und er hat Freude daran, seine Gegner sterben zu sehen, wie man sieht. Nun hat Tom tatsächlich eine Strafe verdient, wenngleich der Tod unangemessen ist – dass aber Nick seine Tat mit solcher Entschlusskraft und offenbar sogar Freude, ausübt, wirft ein bedenkliches Licht auf seine Persönlichkeit.

Nick fährt zu Toms Farm, die aus großem, bestem Land besteht, aber schlecht bestellt wurde. Rose, die von ihrem Mann das Fluchen gelernt hat, ist zwar wild darauf, mit Nick ins Bett zu gehen, wagt es aber nicht, weil sie Toms Prügel fürchtet, wenn sie ihre Feldarbeit nicht erledigt. Da erzählt ihr Nick, dass Tom offenbar im Rausch über sein Gewehr gestolpert ist und sich selbst getötet hat. Rose meint zwar, Nick müsse Tom getötet haben, aber Nick kann sie anscheinend überzeugen, dass es ein Unfall war.

Mittlerweile verbreiten sich wie ein Lauffeuer Gerüchte über die Untaten von

Sam Gaddis – Gerüchte, die Nick nicht einmal selbst in Umlauf setzten musste, sondern die von böswilligen Bürgern auf die Nachfrage Robert Lees hin, was Sam denn bloß getan haben könnte, selbst erfunden wurden.

Schließlich meldet sich Rose bei Myra, ihr Mann wäre abgängig. Myra beschimpft Nick, er hätte diesen Unhold schon längst einsperren müssen, worauf Nick entgegnet, er könne hier leider nichts tun.

„Oh, shut up!” she said. „If you’d have been half a man, you’d have done something about Tom Hauck long ago! Put him in jail where he belongs instead of leaving him free to beat up that poor little helpless wife of his!”

„Why, I couldn’t do that,” I said. „I couldn’t interfere between a man and his wife.”

„No, you couldn’t. You couldn’t do anything! Because you’re not half a man!”

„Well, now I don’t know about that,” I said. „I ain’t saying you’re wrong, but I sure ain’t saying—”

„Oh, shut up!” she said again. „Lennie’s more of a man than you are. Aren’t you, Lennie, darling?”—she smiled at him—“you’re Myra’s brave strong man, aren’t you? Not an old cowardly calf like Nick.”

Lennie slobbered out a laugh, pointing a finger at me. „Cowardly calf, cowardly calf! Sheriff Nick’s a cowardly calf!”

I looked at him, and he stopped laughing and pointing. He turned real quiet, and kind of pale.

I looked at Myra, and her smile stiffened and faded. And she was almost as pale and silent as Lennie.

„N-Nick—” She broke the long silence with a trembly laugh. „W-What’s the matter?”

„Matter?” I said.

„The way you’re looking. Like you were about to kill Lennie and me both. I—I never saw you look that way before.”

I forced a laugh, making it sound easy and stupid. „Me? Me kill someone? Aw, now!” (S. 79f)

Nachdem Myra und Lenny Nick als Feigling schähen, lässt Nick für einen Moment die Maske fallen: Ein einziger Blick genügt, um den Beiden Todesangst einzujagen, so sehr sieht man Nick den rücksichtslosen Mörder an.

Rose kommt in die Stadt, und Nick redet Myra ein, es wäre für die arme Frau das Beste, wenn sich für den Fall der Rückkehr ihres brutalen Mannes eine Waffe zulegen würde.

Abends lässt Myra ihren Bruder ausgehen, obwohl Nick warnt, dass er es so kurz vor den Wahlen nicht brauchen kann, wenn Lenny dabei ertappt wird, durch die Fenster auf Frauen zu schauen. Und prompt kommt Amy Mason mit Lenny zurück und beschwert sich über den Voyeur. Nick wundert sich, was er je an Rose gefunden hat, wenn er einmal eine so wundervolle Frau wie Amy besessen hat.

Nick begleitet Amy heim, und es gelingt ihm tatsächlich, sie zu versöhnen und zu einem heimlichen Rendezvous zu überreden. Die gute Myra hat ihn tatsächlich, so stellt er es jedenfalls dar, auf einem Jahrmarkt auf ihr Zimmer gelockt – eine Woche

vor der Hochzeit mit Amy – und dann, kaum hat Nick angefangen, sich seiner Kleider zu entledigen, um Hilfe gerufen, woraufhin eine Horde Männer ins Zimmer eingedrungen ist und Nick verprügelt hat.

I figure sometimes that maybe that's why we don't make as much progress as other parts of the nation. People lose so much time from their jobs in lynching other people, and they spend so much money on rope and kerosene and getting likkered-up in advance and other essentials, that there ain't an awful lot of money or man-hours left for practical purposes. (S. 98)

Nick entkommt dem Lynchen nur, indem er Myras Behauptung, er wolle sie heiraten, bestätigt – und noch in derselben Nacht sind sie Mann und Frau.

Amy glaubt ihm die Geschichte und schläft mit ihm. Anschließend muss er Rose nach Hause fahren, die anfangs misstrauisch wird, weil er erstens so lange gebraucht hat, um Amy heimzubegleiten, und weil er zweitens so wenig standfest ist;

aber dank Roses Bemühungen wendet sich doch noch alles zum Guten.

Dann allerdings gibt es ein Geräusch an Tür. Rose öffnet und verfällt in ein nie gehörtes Geschrei.

It was a small house, like I've said. But from where I was to where she was was still quite a piece—maybe thirty feet or more. Yet that far away, I heard it. The gasp; the scared-crazy sound of her breath sucking in.

And then she screamed. Screamed and cussed in a way I don't ever want to hear again.

„N-Nick! Nick! The son-of-a-bitch is back! That goddam Tom's back!”
(S. 109)

Tatsächlich liegt Tom auf der Veranda, allerdings mausetot und in einem furchtbaren Zustand.

Der gute Uncle John hat und den Toten heimgebracht. Aber er konnte sich nicht mehr rechtzeitig aus dem Staub machen.

It was Uncle John, the colored fella I mentioned earlier. He was standing with his hands half-raised, and in the darkness his frightened eyes seemed all whites. He kept them turned away, naturally, because a colored fella could get himself killed for looking at a naked white woman.

„H-He—he did it!” Rose began to bawl. „He brought the son-of-a-bitch back, Nick!”

„Well, now, I’m sure he didn’t mean no harm by it,” I said. „Howdy do, Uncle John. Nice evenin’.”

„Thank you, Mistah Nick. I’s feelin’ tol’able thank you.” His voice shook with fear. „Yes, suh, sho’ is a fine evenin’.”

„You son-of-a-bitch!” Rose yelled. „What’d you bring him back for? Why do you think we got rid of the dirty bastard, anyway?”

„Rose!” I said, „Rose!”, and Uncle John’s eyes rolled in his head and he said, „Please, ma’am, Miz Rose,” and it sounded like a prayer.

He'd already seen a lot, a heck of a lot more than it was healthy to see. He sure didn't want to hear anything to go with it.

Rose slipped away from me again, opening her mouth for another yell, and Uncle John tried to stopper his ears with his fingers. But he knew it was no good. He heard, and he knew that I knew it.

„It's not fair, Nick, goddam it! You go to all the trouble of killing the son-of-a-bitch, and this bastard brings him back!”

I slapped her across the mouth. She whirled and came at me, hands clawed. I grabbed her by the hair, lifted her off the ground, and gave her a criss-cross slap, backwards and forwards. (S. 112f)

Die stroh dumme Rose verrät ungewollt, dass Toms Tod kein Unfall, sondern bewusster Mord war.

John, der zwar ungebildet und gutmütig, aber keineswegs dumm ist, fürchtet um sein Leben, aber Nick schwört, er werde ihn gehen lassen.

John erzählt, er habe die Leiche gefunden und wollte sie zuerst in die Stadt zum Sheriff bringen, aber dann habe er sich überlegt, dass er als Neger mit der Leiche eines Weißen in seinem Wagen mit Sicherheit gelyncht würde, weshalb er den Toten vor seinem eigenen Haus abgelegt habe und das Weite suchen wollte.

Nick beruhigt Rose und transportiert zusammen mit John den Toten wieder in den Wald. Und dann tut Nick, was er tun muss, denn er kann, wie er Rose erklärt hat, nie sicher sein, dass Tom nicht redet, wenn er betrunken ist oder von einer religiösen Manie erfasst wird.

He sat down at the base of a tree, his legs being too wobbly to hold him up any longer. I hunkered down a few feet away from him, and broke open the barrel of the shotgun. It looked fairly clean, clean enough to be safe, anyways. I blew through it a couple of times to make sure, and then I loaded it with the shells I'd taken from Tom's pockets.

Uncle John watched me, all the begging and praying in the world in his eyes. I relatched the barrel, and sighted along it, and he began to cry again. I frowned at him, feeling pretty fretted.

„Now, what you want to carry on like that for?” I said. „You knew what I was goin’ to have to do right along.”

„No, s-suh, I believe you, Mistah Nick. You different f’m other white folks. I believe every word you say.”

„Well, now, I think you’re lyin’, Uncle John,” I said, „an’ I’m sorry to hear you. Because it’s right in the Bible that lyin’s a sin.”

„It’s a sin to kill folks, too, Mistah Nick. Worse sin than lyin’. Y-You—you—”

„I’ll tell you somethin’ Uncle John,” I said. „I’ll tell you something, and I hope it’ll be a comfort to you. Each man kills the thing he loves.”

„Y-You don’t love me, Mistah Nick...”

I told him he was god-danged right about that, a thousand per cent right. What I loved was myself, and I was willing to do anything I god-dang had to to

go on lying and cheating and drinking whiskey and screwing women and going to church on Sunday with all the other respectable people.

„I'll tell you something else,” I said, „and it makes a shit-pot-ful more sense than most of the goddam scripture I've read. Better the blind man, Uncle John; better the blind man who pisses through a window than the prankster who leads him thereto. You know who the prankster is, Uncle John? Why, it's goddam near everybody, every son-of-a-bitch who turns his head when the crap flies, every bastard who sits on his dong with one thumb in his ass and the other in his mouth and hopes that nothing will happen to him, every whoremonger who thinks that piss will turn into lemonade, every mother-lover supposedly made in God's image, which makes me think I'd hate like hell to meet him on a dark night. Even you, particularly you, Uncle John; people who go around sniffing crap with their mouth open, and acting surprised as hell when someone kicks a turd in it. Yeah, you can't help

bein' what you are, jus' a pore ol' black man. That's what you say, Uncle John, and do you know what I say? I say screw you. I say you can't help being what you are, and I can't help being what I am, and you goddam well know what I am and have to be. You goddam well know you've got no friends among the whites. You goddam well ought to know that you're not going to have any because you stink, Uncle John, and you go around begging to get screwed and how the hell can anyone have a friend like that?"

I gave him both barrels of the shotgun.

It danged near cut him in two.
(S. 119f)

Hier macht Nick erstmals seiner Seele Luft: Er empfindet absolut nichts für absolut niemand, er sorgt sich nur um sein eigenes Wohl. Und wenn er dafür morden muss, Schuldige wie Unschuldige, egal, das spielt keine Rolle, solange er nicht entlarvt wird.

Nick arrangiert die beiden Leichen so, als hätten sie sich gegenseitig mit dersel-

ben Schrotflinte totgeschossen. Das ist zwar prinzipiell unmöglich, aber einerseits war Tom sehr unbeliebt und andererseits war John ein Neger, so dass sich trotz Nicks Sorgen niemand besondere Gedanken über die Morde machen wird.

Rose spielt wieder ordentlich mit und ruft bei Myra an, Nick solle doch ihren Mann suchen. Nick vertröstet Rose, was Myra auf die Palme bringt.

„[...] You stupid silly spineless fool! You don't do anything!”

„Well, that's my job,” I said. „Not doing nothing, I mean. That's why for people elect me.” (S. 123)

Nick argumentiert ganz richtig, dass seine Wähler erwarten, dass er sich in ihre Angelegenheiten nicht einmischt. Und er hat seine Freude daran, Myra mit seinen dummdreisten Antworten zur Weißglut zu bringen.

Schließlich findet ein Baumwollfarmer namens Henry Clay Fanning und bringt sie in die Stadt. Henry Clay ist, wie uns Nick

vertraulich mitteilt, ein energischer Verfechter der Bürgerrechte.

Four of his seven girls, all of 'em that were old enough to be, were pregnant. And he wouldn't allow no one to ask 'em how they'd got that way, because that was his legal responsibility; it was a father's job to care for his children's morals, and he didn't have to tolerate any interference.

Of course, everyone had a pretty good idea who'd gotten those girls pregnant. But under the circumstances, there wasn't any way of proving it, and with Henry Clay being kind of mean-tempered no one talked much about it. (S. 128)

In Potts County gehört Inzest offenbar zu den unverbrüchlichen Rechten eines rechtschaffenen Vaters.

Henry Clan beschwert sich bei dem Staatsanwalt Robert Lee Jefferson, dass er keine Belohnung für das Heimbringen der Leichen bekommen soll, und spricht dabei den Staatsanwalt mit seinem Vornamen an,

woraufhin Robert Lee ihn in berechtigtem Zorn mit einem einzigen Hieb bewusstlos schlägt.

„Now, I feel better,” he sighed, sinking down in a chair. „I’ve been wanting to punch that dirty cur for years, and he finally gave me an excuse.”

I said I guessed Henry Clay didn’t really know a lot about law, after all. „If he did, he’d know that calling you by your first name would be laying a predicate for justifiable assault.”

„What?” He gave me a startled look. „I’m not sure I understood you.”

„Nothin’,” I said. „You sure gave him a punch, Robert Lee.”

„Wasn’t it a beaut? I only wish I’d broken his filthy neck.” (S. 129)

Langsam aber sicher verliert Nick die jahrelang geübte Kontrolle über sich, was man daran sieht, dass er dem Staatsanwalt einen juristischen Rat gibt, der über dessen Horizont geht. Diesmal kann Nick seinen Lapsus noch geradebiegen, weil Robert Lee nicht einmal verstanden hat, was Nick gesagt

hat. Im übrigen ist Robert Lee wie der ganze Ort der Meinung, dass sich Tom und Uncle John gegenseitig getötet hätten und deshalb keine Grand Jury zur Klärung des Tathergangs einberufen werden müsse.

Myra sorgt sich um ihre beste Freundin Rose und befiehlt Nick, die untröstliche Witwe in die Stadt zu holen, was gleich ein doppeltes Problem darstellt, denn einerseits könnte sich Rose verraten, wenn sie in Myras eigenem Haus mit Nick schläft, und andererseits könnte Nick seine Verabredung mit Amy nicht einhalten, was unweigerlich zum endgültigen Bruch mit seiner Angebeteten führen würde.

Aber es kommt noch schlimmer: Rose wird eine gewaltige Versicherungssumme kassieren und verlangt von Nick, dass er sich von Myra scheiden lässt. Und falls noch eine Steigerung möglich ist: Rose bringt unverhüllte Drohungen vor, sollte Nick seinen Verpflichtungen ihr gegenüber nicht nachkommen – schließlich weiß sie ja, wer der wirkliche Mörder ist.

Nicks Plan, die beiden Zuhälter zu töten und die Schuld Ken in die Schuhe zu schieben, war perfekt ausgeklügelt. Aber mit

dem Mord an Tom ist Nick sorglos geworden, bringt sich in eine Schwierigkeit nach der anderen und setzt sich selbst unter Zugzwang. Er mag sehr viel intelligenter und gebildeter sein, als er vorgibt, aber er ist doch lange nicht so klug, wie selbst meint. Vor allem seine zunehmende Sorglosigkeit – oder soll man sagen Zwanghaftigkeit – beim Morden schafft immer neue Probleme.

Zumindest für das Amy-Problem findet Nick eine praktikable Lösung: Während Lenny vorgibt zu schlafen, küsst er Rose in Abwesenheit von Myra. Lenny verpetzt die Beiden sogleich bei Myra, die ihm allerdings kein Wort glaubt und ihn heftig schlägt. Nick aber meint, unter diesen Umständen könne er nicht länger ein Zimmer mit Rose teilen, und Myra rät ihm, spazieren zu gehen.

Nick schleicht sich zu Amy und schläft mit ihr. Die Liebe zwischen den Beiden ist so groß, dass Nick ihr vorschlägt, zusammen wegzugehen. Davon will Amy aber nichts wissen. Und sie erklärt ihm, ihn zu lieben, obwohl er ein Mörder sei, denn sie habe ihn beobachtet, wie er die beiden Zu-

hälter erschossen habe – und jetzt wolle sie wissen, warum er den Mord begangen habe. Nick entgegnet, er habe nach so langem Nichtstun endlich seine Pflicht erfüllen wollen, und außerdem habe er die Beiden doch nur aus ihrem Elend erlöst. Was seine beraube Amy allerdings in der Nacht außerhalb der Stadt beim Hurenhaus gemacht hat, das fragt er sich in Folge seiner außerordentlichen Überraschung nicht.

Amy akzeptiert den Mord an den Zuhältern, aber dass Sheriff Ken dafür zum Tode verurteilt werden soll, das kann sie nicht akzeptieren. Nick verspricht, Ken vom Haken zu lassen – was er aber mit Sicherheit nicht wird einhalten können.

Aber dann sieht man draußen ein Feuer: Ein Mob hat die Siedlung der Schwarzen aus Rache für den Tod von Tom in Brand gesteckt. Nick eilt hin und hilft löschen, aber das Regenwetter verhindert ohnehin, dass zu großer Schaden angerichtet wird.

Allerdings sind die Honoratioren der Stadt empört, dass der Sheriff diese Brandstiftung nicht von Anfang an unterbunden hat: Was soll denn aus der Baumwolle werden, wenn die Neger sich aus Angst wei-

gern, sie zu pflücken? Aber Nick kämpft erfolgreich um seine Haut: Erstens deutet er an, er habe nächtens einen Bürger beim Ehebruch beobachtet, und zweitens behauptet er, er habe einige der jugendlichen Brandstifter erkannt, wolle aber die Namen nicht nennen – was die Honoratioren, bis auf einen besonders Vernagelten, sogleich zum Schweigen bringt.

Die Honoratioren ziehen ab, aber Nick hat sich unter ihnen keine Freunde gemacht. Robert Lee redet ihm daher ins Gewissen, er müsse endlich seinen Pflichten als Sheriff nachkommen und Gesetzesbrecher korrekt verfolgen.

„I’ll ask you just one question,” Robert Lee cut in. „Are you or aren’t you going to start enforcing the law?”

„Sure I am,” I said. „I sure ain’t going to do nothing else but.”

„Good, I’m relieved to hear it.”

„Yes, sir,” I said. „I’m really going to start cracking down. Anyone that breaks a law from now on is goin’ to have to deal with me. Providing, o’ course, that he’s either colored or some

poor white trash that can't pay his poll tax."

„That's a pretty cynical statement, Nick!"

„Cynical?" I said. „Aw, now, Robert Lee. What for have I got to be cynical about?" (S. 156f)

Nick schwört, er will jede Straftat verfolgen, die entweder von einem Neger oder von einem Weißen, der die Wahlgebühr nicht bezahlen kann, verübt wird.

Aber Nicks Probleme häufen sich tatsächlich. Für jeden Kopf der Hydra, den er abschlägt, wachsen zwei nach: Er muss Myra & Lenny los werden; er muss das Problem Rose in den Griff kriegen, die wie keine Klette an ihm hängt; und jetzt wird er auch noch von Amy unter Druck gesetzt, die zusehends eifersüchtiger wird. Das erfordert kluge Planung und drastische Maßnahmen.

Am Samstag nach der Messe macht Nick seinen Konkurrenten Sam Gaddis vor den ganzen Kirchgängern fertig: Nick verspricht, als Sheriff zurückzutreten, wenn Sam sagen könne, wieso all diese Gerüchte – die er, Nick, selbstverständlich nicht

glaube – in Umlauf gekommen seien und von Hunderten von Menschen geglaubt würden? Sam verliert die Nerven und weiß nicht zu antworten, woraufhin er jeden Rückhalt bei den Bürgern verliert.

Am Abend fährt Myra Rose wieder nach Hause. Als Nick endlich einmal in Ruhe schlafen kann, klopft es an der Tür und tritt George Barnes von der Talkington Detective Agency. Talkington ist natürlich Nick bekannt.

„So you're with the Talkington Agency,” I said. „Why, god-dang if I ain't heard a lot about you people! Let's see now, you broke up that big railroad strike, didn't you?”

„That's right.” He showed me the tooth again. „The railroad strike was one of our jobs.”

„Now, by golly, that really took nerve,” I said. „Them railroad workers throwin' chunks of coal at you an' splashin' you with water, and you fellas without nothin' to defend yourself with except shotguns an' automatic rifles!

Yes, sir, god-dang it, I really got to hand it to you!” (S. 172)

Barnes versteht sehr wohl, dass das Lob von Nick sarkastisch gemeint ist, aber er will es nicht auf einen Streit ankommen lassen, denn er hat ein echtes Anliegen.

„I mean, Cameron Trammel, alias Curly, is dead, as you well know. And you also know who killed him.” (S. 173)

Offenbar ist die Leiche des Zuhälters Cameron Trammel alias Curly gefunden worden. Auch die Überreste von Moose sind gefunden worden, aber dieser interessiert lange nicht so wie Curly, der aus einer der angesehensten Familien des Südens stammt. Und Barnes hat schon davon gehört, dass sich Sheriff Ken Lacey öffentlich damit gebrüstet hat, sich um Curly und Moose gekümmert zu haben.

„Oh, yeah,” I laughed, „now I remember. That was a little joke of Ken’s an’ mine. Had ourselves a peck of fun with it.”

„Now, Sheriff—”

„You think it wasn’t?” I said. „You think that a fella who’d killed two men would walk around the streets braggin’ about it, and that I, an officer of the law, would just pat him on the back for it?” (S. 175)

Nick hat tatsächlich ein gutes Argument, das für seinen Freund Ken spricht, dass nämlich ein Mörder nicht vor allen Leuten mit seiner Tat angeben würde.

Barnes äußert Verständnis dafür, dass Nick einen guten Freund schützen möchte.

„Uh-uh,” I said. „He ain’t a friend of mine, and if there was any way I could pin them two murders on him I’d be plain proud to do it.”

„But, Sheriff—”

„He was a friend of mine,” I said. „He stopped bein’ one even before that night he came down here an’ roused me out of bed and got me to point out the way to the whorehouse to him.” (S. 176)

Oh nein, Nick wäre nur zu glücklich, wenn er Ken zwei Morde anhängen könnte, habe doch dieser verdorbene Mensch eine Nacht in einem Hurenhaus verbracht. Und nein, in dieser Nacht habe er nicht davon geredet, Zuhälter erschießen zu wollen, aber sehr wohl damals, als er ihn besuchte.

„That day,” I said, „when I was over to his county on a visit. He said that pimps was one thing he just didn’t have no use for, and that he believed in killin’ ‘em on general principles.” (S. 177)

Nick und George freunden sich an, und Nick erklärt dem von seinem brutalen Beruf frustrierten Agenten seine Zweifel über den freien Willen des Menschen.

„[...] Just how much free will does any of us exercise? We got controls all along the line, our physical make-up, our mental make-up, our backgrounds; they’re all shapin’ us a certain way, fixin’ us up for a certain role in life, and George, we better play that role or fill that hole or any goddang way you want

to put it or all hell is going to tumble out of the heavens and fall right down on top of us. We better do what we were made to do, or we'll find it being done to us." (S. 179)

Aber kurz bevor George in den Zug steigt, macht Nick noch einen Rückzieher und entlastet Ken.

„[...] The important thing, I reckon, is what I didn't tell you.”

„And what was that?”

„This,” I said. „The morning after Ken Lacey left, I saw Moose an' Curly alive.”
(S. 182)

Laut Nick sollen Moose und Curly noch am Leben gewesen sein, nachdem Ken abgefahren war. Ein Grund für diese überraschende Aussage ist, dass Amy mitzuhört und Amy es nicht verantworten will, mitschuldig an der Hinrichtung des unschuldigen Ken zu sein.

Nick verfolgt einen neuen Plan: Er besucht am nächsten Sonntag Rose – ein einziges Mal noch, das hat ihm Amy erlaubt –

und vergewissert sich, dass Lenny ihm folgt. Dann erklärt er Rose, dass sie Lenny ins Haus holen und ihm eine Predigt halten soll. Zuerst aber darf Lenny seine Drohungen ausstoßen.

„You just wait, I’m gonna tell Myra on you! I seen him! I seen ol’ smarty Nick! He come sneaking out here so’s you ‘n’ him could do somethin’ nasty!”

„You mean screwing?” Rose said. „What’s nasty about screwing?”

„Ooh!” Lennie pointed a shaky finger at her, his eyes popped as big as saucers. „Now, you done it! You’re really gonna catch it now! I tell Myra you—”

„What’s the matter?” Rose said. „You screw Myra all the time, and don’t tell me you don’t, you stupid-looking jack-ass! That’s what makes you goofy, banging her so much. You’ve tossed it to her so often you’ve thrown your ass out of line with your eyeballs!”

I almost busted out laughing.

That Rose! There just wasn’t no one like her, god-dang it! In less than a minute, now, she’d got Lennie so mixed

up that he couldn't have found his butt
if it'd had a bell on it. (S. 191)

Lenny wird hinausgeworfen und geht, langsam wie er ist, nach Hause. Nick sagt zu Rose, dass Myra kein Wort von dem glauben wird, was Lenny ihr erzählt, sondern Rose wird ihn für gefährlich einschätzen und in ein Heim stecken. Tatsächlich rechnet er aber fest damit, dass Myra und Lenny wutentbrannt zu Rose hinausfahren werden. Und so tritt es auch ein, wobei Myra allerdings zu Nicks Überraschung kein Gewehr, sondern einen Fotoapparat dabei hat.

Rose beteuert, dass Lenny lügt, aber Myra entgegnet, dass Lenny zu dumm zum Lügen wäre. Außerdem sagt Myra, Roses Vorwürfe bezüglich des Verhältnisses zwischen ihr und Lenny würden allesamt zutreffen, was sowohl Rose als auch den lauschen Nick verblüfft.

Allerdings hat Myra einen wundervollen Plan, Rose zum Schweigen zu bringen: Lenny soll Rose vergewaltigen, und Myra möchte davon ein Foto machen. Myra hat jedoch nicht erwartet, dass sich Rose wie

eine Wildkatze wehrt und sich ins Schlafzimmer flüchtet. Myra zwingt Lenny, die Tür aufzubrechen – und dahinter steht Rose mit dem Revolver, den ihr Myra selbst gekauft hat. Sekunden später ist das Pärchen tot.

The lock gave. The door banged open, Lennie following it with his rush and Myra following him. And...

And so I reckon I never will know what was in Myra's mind. Or what wasn't in it. Whether she'd forgot about that pistol she'd helped Rose buy, or whether she thought that Rose wouldn't dare use it. Or whether she was so danged mad and determined to put Rose in a fix that she just wasn't thinking.

No, sir, I'll never know what she thought or didn't think. Because just about a second after the bedroom door busted open, she and Lennie were dead.
(S. 202)

Eigentlich hatte Nick mit einem anderen Ausgang gerechnet, dass nämlich Myra Ro-

se töten würde und dann mit Lenny aus der Stadt flüchten müsste.

Nick fährt eilends nach Hause und gibt ganz den Ahnungslosen und gelassenen, als Rose außer Atem angerannt kommt.

She'd run all the way into town on foot, I reckon, and she was wild-eyed and crazy-lookin'. She sagged against the door, heaving for breath, pointing a shaking accusin' finger at me. It was all she could do for a moment, just point.

I said howdy-do to her, and then I said it was all right, me and her bein' friends, but it really wasn't perlite to point at people.

„I thought you ought to know that,” I said. „It not only ain't polite, but you might poke someone in the eye.”

„Y-You!” she said, fighting for breath.
„You—you—!” (S. 203f)

Nick kann es nicht lassen, sich über Rose lustig zu machen.

Rose will Nick zur Verantwortung ziehen, aber dieser versucht ihr zu erklären, dass sie sich schwer tun wird zu beweisen,

dass sie nicht zwei Menschen aus freien Stücken getötet hat. Rose kocht vor Wut, denn sie hat Nick endgültig durchschaut als einen teuflisch schlauen Intriganten.

„Huh! *Wha-at!*” She glared at me. „Why, you fork-tongued son-of-a-bitch! You call me names after what you’ve done! And I don’t suppose you’re at all responsible, are you?”

„Not a speck,” I said. „Just because I put temptation in front of people, it don’t mean they got to pick it up.”

„I asked you a question, damn you! Who planned those murders? Who tells a lie every time he draws a breath? Who the hell is it that’s been fornicating with me, and God knows how many others?” (S. 205)

Nick verhöhnt Rose weiter, indem er einen langen Sermon über seine Pflichten hält, dass er die Honoratioren der Stadt schonen muss und sich dafür umso unbarmherziger an den White Trash und an die Neger hält.

Rose beschimpft Nick, und dieser erklärt, jüngst bei ihrem Haus eine Erleuchtung gehabt zu haben.

And then, tonight, at her house, as I stood outside of myself plannin' things, and then as I'd watched what I'd planned to take place, it was sort of like someone had pulled a trigger in my mind and there was one great big flash of light, and at last I saw the whole truth; at last I saw why things were as they were, and why I was as I was. (S. 207)

Nick fährt fort.

„[...] Y'see, I got my job to do, Rose; I got to go on bein' High Sheriff, the highest legal authority in Potts County, this place that's the world to most people here, because they never see nothin' else. I just got to be High Sheriff, because I've been peccul-yarly an' singularly fitted for it, and I ain't allowed to give it up. Every now an' then, I think I'm goin' to get out of it, but always the

thoughts are put in my head and the words in my mouth to hold me in my place. I got to be it, Rose. I got to be High Sheriff of Potts County forever an' ever. I got to go on an' on, doin' the Lord's work; and all he does is the pointin', Rose, all He does is pick out the people an' I got to exercise His wrath on 'em. [...]"

Es ist offensichtlich, dass Nick schon lange an einem psychischen Defekt leidet, dass er aber eben jetzt einen neuen, gravierenden Schub erleidet, denn er hält sich für einen gottgesandte Bestrafer. Alternativ könnte man auch meinen, er redet nur so daher, wie es seine Art ist, und dass er in Wirklichkeit ganz andere Pläne verfolgt.

Rose verlässt die Stadt und Nick bleibt zurück. Er empfiehlt ihr zum Abschied noch, den Beruf einer Hure einzuschlagen, weil sie eine Begabung dafür hätte, sicher Freude an der Arbeit empfinden würde und ohne Zweifel großen Erfolg in diesem Berufsfeld hätte.

I prayed mightily and pretty soon I got a grip on myself, and my doubts went away. I prayed mightily and the strength flowed back into me, and I didn't hardly mind at all the names that Rose was fussin' and cussin' at me. And I could even have kissed her goodbye when she left, and maybe've given her a pinch or two, if she hadn't threatened to brain me if I so much as touched her. (S. 210)

Hat nun eine Art religiöser Wahn von Nick Besitz ergriffen, oder wählt er nur eine neue Strategie, um sich bei den Bürgern einzuschmeicheln? Jedenfalls tut er sich bei der Messe ganz besonders hervor.

Wieder zu Hause, wundert er sich, wo Myra und Lenny bleiben, bis ihm wieder einfällt, was mit ihnen geschehen ist. Wenn er nicht bewusst lügt, dann ist er drauf und dran, den Verstand zu verlieren.

Dann taucht Buck auf, Kens Deputy. Er beschwert sich bei Nick, dass sich dieser nicht an sein Abkommen hält, Ken mit den Morden zu belasten; immerhin hätte er sei-

nen Teil, nämlich Ken nach Pottsville zu locken, erfüllt.

„Such as bein’ in such a state of fear and tremblin’ that I didn’t dast do anything when you told me you was goin’ to kill them two pimps. Also, along with being feared and trembly, I was just plain stupid, and I didn’t reckon there was no way we could ever convict you until this fella, George Barnes, came along and he don’t like you none at all nohow an’ I figure he could somehow prove the truth with me tellin’ him what it was, an’ also swearin’ to it.”

„Buck,” I said. „Listen to me, Buck...”

„Uh-huh.” Buck shook his head. „I et a peck of dirt a day, every day I worked for Ken Lacey. Et so much dirt that I could feel it seepin’ out of me, and I couldn’t hardly bear to hug my kids no more nor t’sleep with my wife for fear it would rub off on them, and they couldn’t never get clean like I figured I couldn’t never get clean. Well, now, I got a chance to stop eatin’ it and put Ken Lacey under six feet of it. And don’t

you try to stop me, Nick. You try to stop me, and t'me you're just Ken Lacey; you're his twin brother, spoonin' the dirt into me every time I open my mouth, and I just can't eat no more. I just can't, by God, I CAN'T EAT NO MORE DIRT! I C-CAN'T—”

His jaw snapped shut. He brushed his nose with his sleeve, his eyes burnin' into mine. „That's it, Nick. I'd rather it was Ken, but it's goin' to be you or him.” (S. 214f)

Buck will sich um jeden Preis an Ken für die endlosen Demütigungen rächen. Und wenn Nick nicht mitspielt, dann ist Nick selbst dran.

Nick offenbar Buck, dass er der wiedergeborene Christus ist, aber ebenso wenig wie ein normaler Mensch weiß, was er jetzt tun soll.

„What I'm saying is this, Buck,” I said.
„Hang on to your own ass, and don't try to get Ken's. For all you know, he may be eatin' a lot worse than dirt and I may

be too, and you'll be a lot happier like you are."

"Is that all you got to say?" Buck said, and I could hear him getting up from his chair. "You're sure that's all you got to say?"

I hesitated, thinkin' I should be able to come up with somethin'. Because it was all so clear to me, Christ knew it was clear: love one another and don't screw no one unless they're bending over, and forgive us our trespasses because we may be a minority of one. For God's sake, for God's sake—why else had I been put here in Potts County, and why else did I stay here? Why else, who else, what else but Christ Almighty would put up with it?

But I couldn't make him see that. He was as blind as the rest of 'em.

"Well, Nick? I ain't waiting much longer."

"And you don't have to, Buck," I said. "You don't have to because I finally come to a decision. I've been a long time comin' to it; it's been the product of thinkin' and thinkin' and thinkin',

and then some more thinkin'. And dependin' on how you look at it, it's the god-dangest whingdingest decision ever made, or it's the skitty-assed worst. Because it explains everything that goes on in the world—it answers everything and it answers nothing.

„So here it is, Buck, here's my decision. I thought and I thought and then I thought some more, and finally I came to a decision. I decided I don't no more know what to do than if I was just another lousy human being!" (S. 217)

Ende.

Pop. 1280 ist einer der differenziertesten Romane, denn sein Icherzähler ist so unzuverlässig, wie man nur sein kann. Nick ist der hinterfotzigste Lügner, den man sich nur denken kann. Er belügt alle seine Mitmenschen, ohne Ausnahme, er belügt sich selbst und er belügt den Leser, und das in einem Ausmaß, dass man auch nach Ende des Romans nicht wirklich weiß, wie man mit Nick dran ist.

Man muss den Roman zweimal lesen, um ihn ganz genießen zu können, denn bei

der ersten Lektüre nimmt man die Passagen, in denen sich Nick als intelligent, gebildet und böse verrät, nur dann zur Kenntnis, wenn man ein besonders aufmerksamer Leser ist. Kennt man aber bereits die Abgründe von Nicks Seele, dann stellt sich gerade der Anfang des Romans in einem ganz anderen Licht dar – insbesondere fühlt dann der Leser das Mitleid, die Sympathie oder die Verachtung, die er für Nick empfunden hat, nicht mehr, sondern kennt den Protagonisten bereits als verschlagenen Psychopathen.

Der Roman endet, wie er begonnen hat: Amy Mason, Nicks wunderschöne und eigensinnige Verlobte, war Zeuge des Mordes an den Zuhältern und will um jeden Preis verhindern, dass Sheriff Ken unschuldig stirbt; Buck wiederum, Kens Deputy und nicht nur Mitwisser, sondern sogar Mitanstifter, hat so viel unter Ken gelitten, dass ihn um jeden Preis tot sehen will. Nick kommt daher wieder einmal nach langem Nachdenken zu dem Schluss, dass er keine Lösung der Probleme weiß – was, wenn man Nick kennt, nur bedeuten kann, dass wieder zwei Leute über die Klinge springen

werden, denn schon zu Beginn des Romans hat Nick damit mit dieser Formel angedeutet, dass er zwar ein Problem hat, aber durchaus in der Lage ist, eine Lösung zu finden. Wenn das zutrifft, dann ist das das Todesurteil für Buch und auch für Amy, denn sie ist es, die ihn gezwungen hat, Ken vom Haken zu lassen, weil sie Nick beim Morden beobachtet hat; außerdem hat Nick schon vorher angedeutet, dass ihm Amys Eigensinn langsam aber sicher auf die Nerven geht.

Allerdings könnte es auch sein, dass es Buck gelingt, Nick angesichts dessen zunehmender Geisteskrankheit vor Gericht zu bringen, aber das verrät uns der Autor nicht mehr.

Und war man zu Beginn des Romans der Meinung, Nick wäre vorher nur durch Untätigkeit aufgefallen, so schleicht sich jetzt der Verdacht ein, Nick könnte sich in seiner Vergangenheit schon öfter seiner Probleme auf ähnliche Weise entledigt haben. Und der Leser fragt sich immer eindringlicher, wieso er zu Beginn des Romans überhaupt so etwas wie Sympathie für Nicks Taten empfinden konnte.

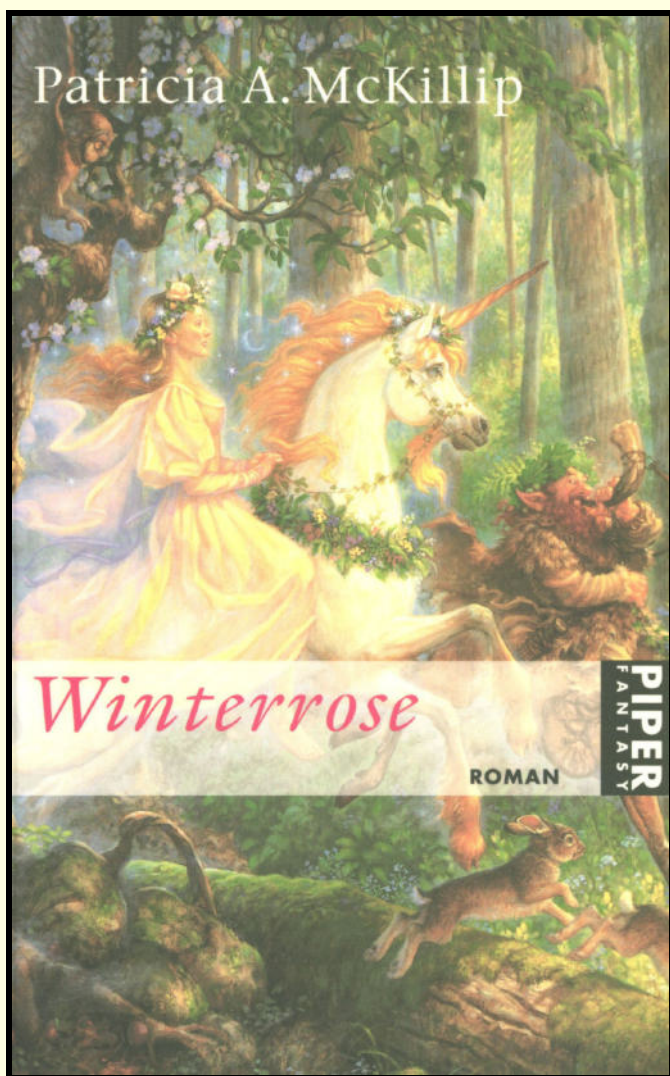
Nicks Psyche wirklich zu ergründen, ist allerdings fast unmöglich, was einen nicht kleinen Teil der Faszination ausmacht, die von diesem Roman ausgeht: Schließlich haben wir nur Nicks Aussagen über seinen Seelenzustand, und die sind so gut wie immer gelogen; und die Meinungen seiner Mitmenschen über Nick sind so sehr von seinen Lügen verfälscht, dass man auf sie überhaupt nichts geben kann. Vor allem stellt sich die Frage, wieso der hochbegabte Nick sich mit solcher Hingabe als Schleimbeutel darstellt. Ist er ein schizophrener Psychopath? Nicks Erzählungen über seine Misshandlungen durch seinen Vater könnten darauf hindeuten, wenn sie sich wirklich so zugetragen haben sollten und nicht nur Teil seiner Tarnung sind, ebenso wie seiner messianischer Auftrag, die Welt vom Schmutz zu reinigen, den er am Schluss bekundet, auch hier mit dem Vorbehalt, dass dies nicht seine wahre Haltung sein muss sondern auch nur Teil seiner Rechtfertigung sein kann. Denkbar wäre jedoch auch, dass Nick ein ausgemachter Masochist und Sadist ist, der sich bewusst vor den Leuten demütigt, um die Rache dann umso mehr

genießen zu können. Vielleicht stellt Nicks Verhalten aber auch nur eine Art Tarnung dar, um die Aufdeckung seiner möglichen früheren Verbrechen so unwahrscheinlich wie möglich werden zu lassen. – Nicht ganz außer acht lassen darf man auch die These, dass es dem Autor in erster Linie um eine dramatische Handlung und erst in zweiter Linie um eine stimmige Psychologie seines Protagonisten ging.

Mitleid verdienen Nicks Mitbürger jedenfalls nicht, zumindest nicht, soweit sie den besseren Kreisen angehören, wenn man sie so nennen mag: Sie haben Nick als Sheriff nicht nur verdient, nein, sie haben ihn sich auch ausgesucht, weil sie keinen tüchtigen Mann brauchen können, der sie in ihrer schrankenlosen Ausübung der amerikanischen Version der Freiheit hindern würde. Jeder hat so viel Dreck am Stecken, dass der ganze Ort im Gefängnis sitzen müsste, würde der Sheriff wirklich seiner Pflicht nachgehen – dies ist ausnahmsweise so sehr durch Fakten belegt, dass keine Zweifel an der Wahrheit dieser Darstellung bestehen kann.

Die Passage, in der Nick von seinem stupiden und brutalen Vater erzählt, ist vermutlich von Jim Thompsons eigenen Erfahrungen beeinflusst. Sein Vater, „Big Jim“ Thompson, war eine Zeitlang Sheriff in Caddo County im Oklahoma Territory. Robert Polito schreibt in *Savage Art* (1995), der Biographie Jim Thompsons, dass der Autor ein sehr zwiespältiges Verhältnis zu seinem Vater gehabt haben soll.

Übrigens wurde nach diesem Roman der berühmte und großartige Film *Der Saustall* (*Coup de torchon*, 1981) von Bertrand Tavernier gedreht. Der Regisseur hat die Handlung ins Jahr 1938 in die französischen Kolonien verlegt und die Figur des Polizisten etwas sympathischer angelegt, aber die Unergründlichkeit seiner Motive erstaunlich gut bewahrt.



***McKillip, Patricia A.: Winterrose**

**Patricia A. McKillip [Patricia Anne
McKillip, 1948–2022]**

Winterrose

(Winter Rose, 1996)

Piper 6509 (TB 318 S./€ 8,90)

München 2003

Aus dem Amerikanischen von Anne

Löhr-Gößling

Genre: Phantastik

Später hieß es, er sei auf einem buttermilchfarbenen Pferd ins Dorf geritten, aber ich sah, wie er aus dem Wald gelaufen kam.

Ich kniete an der Quelle und hatte gerade meine Lippen mit Wasser benetzt. Die Quelle war eines der Geheimnisse des Waldes: ein tiefer Urquell, klar wie das Licht, der hinter einem Vorsprung dunkler Steine verborgen lag, an dem sich den ganzen Sommer hindurch wilde Rosen herabrankten, weiß wie Schnee und rot wie Blut. Unter ihren süßen Duft mischte sich etwas Schattenhaftes, Unheimliches: der Geruch

von Erde, Wasser, nassem Stein. Ich schob die herabfallenden Rosen zur Seite und sah auf mein eigenes Spiegelbild hinunter.

Corbet, so nannte er sich gegenüber den Dörflern. Aber ich erkannte ihn, bevor er überhaupt einen Namen hatte. Mein Name ist Rois und doch sehe ich ganz und gar nicht wie eine Rose aus. Das weiß ich vom Wasser. Das Wasser lügt nie. Ich sehe mehr wie eine Amsel aus, mit meinen schwarzen Haarsträhnen und mit Augen, deren Bernsteinfarbe stärker leuchtet als das sonnige Gelb von Amselaugen. (S. 7f)

They said later that he rode into the village on a horse the color of buttermilk, but I saw him walk out of the wood.

I was kneeling at the well; I had just lifted water to my lips. The well was one of the wood's secrets: a deep spring as clear as light, hidden under an overhang of dark stones down which the brier roses fall, white as snow, red as blood, all summer long. The vines hide

the water unless you know to look. I found it one hot afternoon when I stopped to smell the roses. Beneath their sweet scent lay something shadowy, mysterious: the smell of earth, water, wet stone. I moved the cascading briars and looked down at my own reflection.

Corbet, he called himself to the villagers. But I saw him before he had any name at all.

My name is Rois, and I look nothing like a rose. The water told me that. Water never lies. I look more like a blackbird, with my flighty black hair and eyes more amber than the blackbird's sunny yellow.

Rois, das heißt Rose, ist eine unangepasste junge Frau, die mit ihrem Vater und ihrer Schwester Laurel in einem Dorf am Rand des Waldes lebt. Ort und Zeit lassen sich nur schwer festlegen, aber es könnte England vor Beginn der neuzeitlichen Erfindungen sein.

Eines Tages kommt Corbet Lynn zurück ins Dorf. Jeder weiß etwas über die Lynns, und Jeder etwas Anderes.

Als ich ins Gasthaus kam, um meinen Vater abzuholen, hörte ich, wie Crispin, der träge Sohn des Schmieds, sagte: „Mein Großvater erinnert sich an alles: wie sein Vater und Großvater miteinander kämpften und der Sohn den Vater tötete und der Großvater mit seinem letzten Atemzug die Familie mit einem Fluch belegte.“ (S. 14)

When I went into the inn to retrieve my father, who above all loved his ale and his company together, I heard the smith's lazyboned son Crispin say, „My grandfather remembers it all: how his father and grandfather fought, and the son killed his father, and a curse was laid on the family with his grandfather's dying breath.”

Corbets Vater Tearle soll mit seinem eigenen Vater Nial gekämpft und ihn getötet haben, woraufhin der Großvater die ganze

Familie mit einem Fluch belegt haben soll. Das jedenfalls erzählt man sich im Dorf, aber sicher weiß man nur, dass Nial Lynns Leichnam in Lynn Hall gefunden worden war, dass der Sohn danach unauffindbar war und der Herrenhof seither verfiel.

Rois ist fasziniert von Corbet, den sie nur einmal kurz gesehen hat, wie er aus dem Wald kam, und fragt nach dem Wesen des Fluchs.

„Was war das für ein Fluch?“, fragte ich, genauso entzückt über solche Leidenschaften in unserer ruhigen Welt wie jeder andere und ebenso skeptisch.

„Mögen die Deinen dir antun, was du mir angetan hast.’ Daran erinnert sich mein Großvater.“ (S. 16)

„What was the curse?” I asked, as entranced as anyone by such passions in our quiet world, and equally as skeptical.

„‘May yours do to you what you have done to me.’ That’s what my grandfather remembers.”

Andere Dorfbewohner haben eine andere Erinnerung an den Fluch. Perrin, Laurels Verlobter, hat von einer alten Frau eine abweichende Version des Fluchs gehört.

„Sie sagt, Nial Lynn habe mit seinem letzten Atemzug zu seinem Sohn gesagt: ‚Kummer und Leid und Bitterkeit werden dich und die Deinen und deine Kinder verfolgen, bis Lynn niedergeht und sich wieder erhebt.‘“ (S. 20)

„She says Nial Lynn said to his son with his dying breath, ‘Sorrow and trouble and bitterness will hound you and yours and the children of yours until Lynn falls and rises again.’ ”

Lynn soll untergehen und sich wieder erheben: Damit könnte die Familie der Lynn gemeint sein, oder auch Lynn Hall, der verfallene Herrensitz.

Jetzt aber herrscht wieder Betriebsamkeit auf Lynn Hall, denn Corbet Lynn, der Enkel Nial Lynns, ist zurückgekehrt und lässt das Haus wieder instand setzen. Nichts ist so, wie es auf den ersten Blick

scheint, doch die einzige, die hinter das Äußere der Dinge blicken kann, ist Rois. Sie, die sich entgegen Sitte und Brauch allein barfuss in den Wiesen und Wäldern herumtreibt und verborgene Quellen aufsucht, sieht in die Anderswelt, sieht die Faszination und die Gefahr, die sich hinter dem Alltäglichen verbergen. Sie, die sie noch nicht weiß, dass sie von einem anderen Vater stammt als ihre Schwester, erkennt die seelische Verwandtschaft in Corbet und fühlt sich zu ihm hingezogen; dieser wiederum begehrt, wie auch andere seiner Art, eine gewöhnliche Sterbliche, nämlich Rois Schwester Laurel, die ihm verfällt, obwohl sie bereits fest mit dem braven Perrin verlobt ist.

Die Geschichte Rois', wie sie in *Winterrose* ist schwer fassbar, da Wirklichkeit und Phantasie, Sein und Schein, Realität und Anderswelt fließend ineinander übergehen und sich wechselseitig beeinflussen.

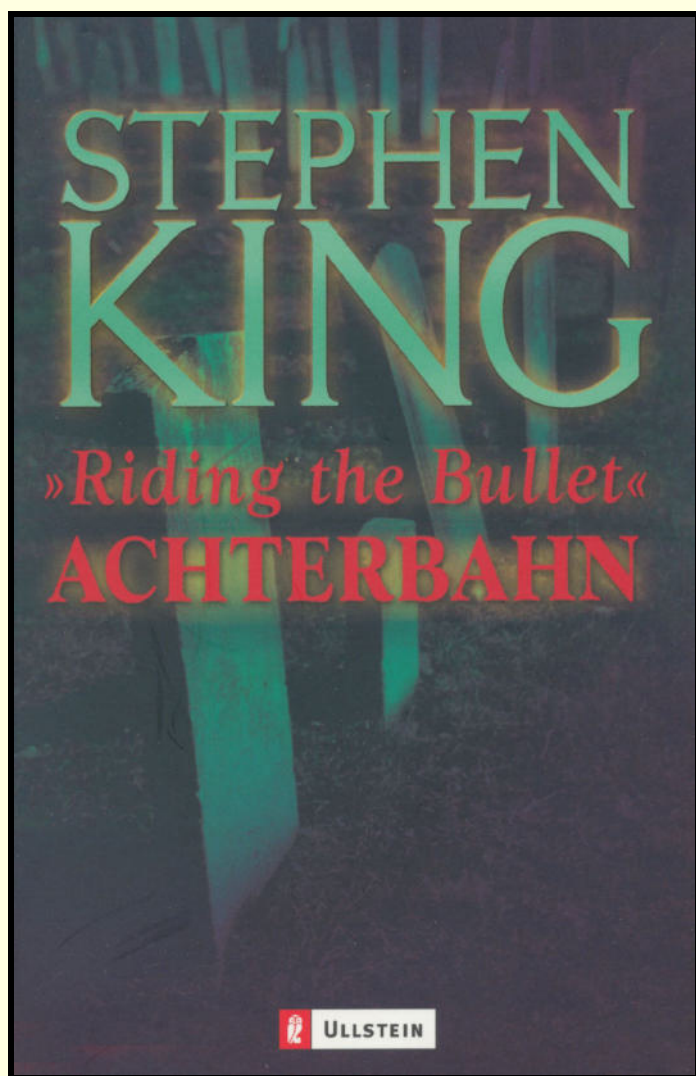
Die Anderswelt des Romans ist fremd und voller Gefahren. Während Tolkien mit der Vorstellung der geflügelten viktorianischen Winzelfen – wie sie noch in *Peter Pan* auftreten – aufräumte und ihr das Bild der

strahlenden, übermenschlichen Edelwesen entgegensetzte, geht McKillip noch weiter zurück, zu dem alten Glauben an die Alben, die den Menschen zum Fluch werden. Die germanische Heldensage kennt sogar einen mit Namen, der die Beinamen „der Finstere“ und „der Grimme“ trägt, nämlich Hagen von Tronje.

Schön sind McKillips Wesen der Anderswelt – wenn sie auch diesen Begriff und den der „Elfen“ niemals gebraucht – durchaus, wie die Elfenkönigin in der alten englischen Ballade „Thomas the Rhymer“, aber sie sind zugleich düster, melancholisch und bedrohlich. Ihre Zuneigung bringt den Menschen kein Heil, und so kämpft Rois in *Winterrose* nicht nur um die Aufdeckung der vielen Geheimnisse, sondern auch um ihren Seelenfrieden und den ihrer Schwester.

Winterrose ist ein ausgesprochen schöner Fantasyroman, ein Juwel seines Genres. Er ist sehr einfühlsam und sehr präzise geschrieben, allerdings mit einer leichten Neigung zur Sentimentalität. Die lyrisch intendierten Passagen unter der Übersetzung,

so dass sich die Lektüre des Originals empfehlen würde.



***King, Stephen: Achterbahn**

**Stephen King [Stephen Edwin King,
1947–]**

**„Riding the Bullet“. Achterbahn
(Riding the Bullet, 2000)**

Ullstein 25 121 (TB 96 S./DM 7,90)

München 2000

**Aus dem Amerikanischen von Hedda
Pänke**

Genre: Horror

Ich war in meinem ersten Jahr an der University of Maine, als Mrs. McCurdy wegen Ma anrief. Mein Vater starb so früh, daß ich mich nicht an ihn erinnere, und ich bin Einzelkind; also gab es nur Alan und Jean Parker gegen den Rest der Welt. Mrs. McCurdy, eine Nachbarin, rief in dem Apartment an, das ich mit zwei anderen Jungs teilte. Die Nummer hatte sie von der magnetischen Pinwand an Mas Kühlschrank.

„Es war ein Schlaganfall“, sagte sie in ihrem schleppenden Yankee-Akzent. „Ist im Restaurant passiert. Aber reg dich jetzt bloß nicht auf. So schlimm

war es nicht, sagt der Arzt. Sie ist bei Bewußtsein und kann sprechen.“ (S. 7)

I was a junior at the University of Maine when Mrs. McCurdy called about ma. My father died when I was too young to remember him and I was an only child, so it was just Alan and Jean Parker against the world. Mrs. McCurdy, who lived just up the road, called at the apartment I shared with three other guys. She had gotten the number off the magnetic minder-board ma kept on her fridge.

„‘Twas a stroke,” she said in that long and drawling Yankee accent of hers. „Happened at the restaurant. But don’t you go flyin off all half-cocked. Doctor says it wa’ant too bad. She’s awake and she’s talkin.”

Alan Parker studiert an University of Maine in Orono im dritten Studienjahr, als er von einer Nachbarin aus seinem Heimatort Harlow die Nachricht erhält, dass seine Mutter Jean einen Schlaganfall erlitten hat und im Central Maine Medical Center in Lewiston

liegt. Da sein Auto streikt, macht er sich als Anhalter auf den einhundertzwanzig Meilen weiten Weg.

Alan wird mitgenommen, aber nach einem Teil der Strecke muss er nachts aussteigen, weil der Fahrer einen anderen Weg hat. Alan versucht, zu Fuß weiterzugehen, und rastet auf einem Friedhof.

Ich blieb vor einem Grab stehen, das mit fast frischen Blumen geschmückt war. Im Mondschein war der Name leicht zu lesen: ‚George Staub‘. Die Daten darunter dokumentierten die kurze Spanne von George Staubs Leben: ‚19. Januar 1977–12. Oktober 1998‘. Das erklärte die frischen Blumen. Der 12. Oktober war vor zwei Tagen, 1998 vor zwei Jahren. Georges Freunde und Verwandten Verwandten waren hier gewesen, um seiner zu gedenken. Unter dem Namen und den Daten stand noch etwas, eine kurze Inschrift. Ich beugte mich vor, um sie zu lesen – und zuckte zusammen. Voller Entsetzen und mir plötzlich nur allzu bewußt, daß ich

mutterseelenallein auf einem Friedhof im Mondschein stand.

»Aus und vorbei« stand da.

Meine Mutter war tot, vielleicht in dieser Minute gestorben, und jemand/etwas hatte mir eine Nachricht zukommen lassen. Jemand/etwas mit einem recht makabren Sinn für Humor.

Langsam trat ich den Rückzug in Richtung Straße an, hörte den Wind in den Bäumen, den Bach, den Frosch und glaubte plötzlich, ein anderes Geräusch zu hören, das Geräusch aufbrechender Erde, zerreißender Wurzeln, weil jemand, der nicht ganz tot war, die Hand aus dem Boden schob und nach einem meiner Sneakers griff ... (S. 29f)

I bent, hands planted on knees, to look at one which was surrounded by almost-fresh flowers. By moonlight the name was easy to read: GEORGE STAUB. Below it were the dates marking the brief span of George Staub's life: JANUARY 19, 1977, at one end, OCTOBER 12, 1998, at the other. That explained the flowers which had only begun to wilt;

October 12th was two days ago and 1998 was just two years ago. George's friends and relatives had stopped by to pay their respects. Below the name and dates was something else, a brief inscription. I leaned down farther to read it—

—and stumbled back, terrified and all too aware that I was by myself, visiting a graveyard by moonlight.

FUN IS FUN AND DONE IS DONE
was the inscription.

My mother was dead, had died perhaps at that very minute, and something had sent me a message. Something with a thoroughly unpleasant sense of humor.

I began to back slowly toward the road, listening to the wind in the trees, listening to the stream, listening to the frog, suddenly afraid I might hear another sound, the sound of rubbing earth and tearing roots as something not quite dead reached up, groping for one of my sneakers—

Hier liegt ein gewisser George Staub, der vor fast genau zwei Jahren verstorben ist. Auf seinem Grabstein steht die ominöse Inschrift „Aus und vorbei“, was Alan aus dem Gleichgewicht bringt und ihn stolpern lässt – fast hätte er sich den Kopf an einem Grabstein angeschlagen. Als er sich wieder beruht hat, liest er auf Staubs Grab einen anderen Spruch, nämlich „Gut begonnen, zu früh zerronnen.“

Aber nun hat er Glück, denn ein Ford Mustang hält und nimmt ihn mit.

Ich zog die Tür auf und ließ mich auf den Sitz fallen. Als ich den Rucksack zwischen meinen Beinen deponierte, nahm ich einen vertrauten, leicht unangenehmen Geruch wahr. „Danke“, sagte ich. „Vielen Dank.“

Der Typ am Steuer trug verwaschene Jeans und ein schwarzes T-Shirt mit abgeschnittenen Ärmeln. Er war braungebrannt, muskelbepackt und hatte einen Stacheldraht um seinen rechten Bizeps tätowiert. Seine grüne John-Deere-Basecap trug er verkehrt herum. Neben dem Halsausschnitt steckte ein Button

in seinem T-Shirt, aber ich konnte nicht lesen, was darauf stand. „Kein Problem“, sagte er. „Wohin? In die Stadt?“ (S. 33)

I swung the door open and slid inside. As I put my backpack between my feet, an odor struck me, something almost familiar and a trifle unpleasant. „Thank you,” I said. „Thanks a lot.”

The guy behind the wheel was wearing faded jeans and a black tee shirt with the arms cut off. His skin was tanned, the muscles heavy, and his right bicep was ringed with a blue barbwire tattoo. He was wearing a green John Deere cap turned around backwards. There was a button pinned near the round collar of his tee shirt, but I couldn't read it from my angle. „Not a problem,” he said. „You headed up the city?”

Weil Alan der Geruch im dem Wagen nicht behagt, lügt er bezüglich seines Namens und des Zweck seiner Fahrt.

Der Fahrer durchschaut ihn jedoch und erzählt, dass er in Thrill Village mit der berühmten Achterbahn „The Bullet“ gefahren ist, wofür auch sein Button bürgt. Alan erinnert sich langsam an eine schreckliche Geschichte.

Es war wie in der klassischen Gruselgeschichte: Er hatte seinen Mustang gegen einen Baum gesetzt, und als die Cops zur Unglücksstelle kamen, hockte er tot im zusammengequetschten Wrack hinter dem Steuer, und sein Kopf lag mitsamt verkehrt herum aufgesetzter Basecap auf dem Rücksitz, starrte blicklos nach oben, und seither sieht man ihn immer wieder auf der Ridge Road – bei Vollmond, und wenn der Wind so unheimlich pfeift wie heute. Alle Details dieser gräßlichen Story nach der Werbepause – bleiben sie dran ... Und ich begriff, was ich zuvor nicht gewußt hatte: Die schlimmsten Geschichten sind die, die wir während unseres Lebens immer wieder hören. Das sind die wirklichen Alpträume.

„Es gibt nichts Tolleres als ein Begräbnis“, lachte er. „Hast du das nicht selbst gesagt? Ein Ausrutscher? Du bist doch vorhin ausgerutscht, Al. Ausgerutscht und gestürzt.“

„Laß mich raus“, flüsterte ich. „Bitte.“

„Nun“, sagte er und wandte sich mir zu, „wir sollten darüber reden, findest du nicht auch? Weißt du, wer ich bin, Alan?“

„Ein Geist.“

Er schnaubte verächtlich, und im Schein des Armaturenbretts sah ich, wie er die Mundwinkel verzog. „Dieser dämliche Casper ist ein Geist. Schweben wir vielleicht durch die Luft? Kannst du durch mich hindurchsehen?“ Er hob eine Hand, ballte sie zur Faust und öffnete sie wieder. Ich hörte das leichte Knacken seiner Gelenke.

Ich wollte etwas sagen, was, weiß ich nicht, aber das ist auch egal, denn es kam ohnehin nichts heraus. (S. 49f)

He crashed his Mustang and when the cops got there he'd been sitting dead in the crumpled remains with his body

behind the wheel and his head in the backseat, his cap turned around backwards and his dead eyes staring up at the roof, and ever since you see him on Ridge Road when the moon is full and the wind is high, wheee-oooo, we will return after this brief word from our sponsor. I know something now that I didn't before—the worst stories are the ones you've heard your whole life. Those are the real nightmares.

„Nothing like a funeral,” he said, and laughed. „Isn't that what you said? You slipped there, Al. No doubt about it. Slipped, tripped, and fell.”

„Let me out,” I whispered. „Please.”

„Well,” he said, turning toward me, „we have to talk about that, don't we? Do you know who I am, Alan?”

„You're a ghost,” I said.

He gave an impatient little snort, and in the glow of the speedometer the corners of his mouth turned down. „Come on, man, you can do better than that. Fuckin Casper's a ghost. Do I float in the air? Can you see through me?” He held up one of his hands, opened and closed

it in front of me. I could hear the dry, unlubricated sound of his tendons creaking.

I tried to say something. I don't know what, and it doesn't really matter, because nothing came out.

Alan wird klar, dass er mit dem toten George Staub fährt, der auf der Heimfahrt von der Achterbahn tödlich verunglückt ist, was auch die auffälligen Nähte an dessen Hals erklärt.

Aber Staub hat Alan nicht ohne Grund mitgenommen.

„Wie auch immer, Mann. Wir haben keine Zeit zu plaudern. Noch fünf Meilen, dann tauchen die ersten Häuser auf, noch sieben, dann sind wir an der Ortsgrenze von Lewiston. Und das heißt, daß du dich jetzt entscheiden mußt.“

„Was entscheiden?“ Aber eigentlich wußte ich das bereits.

„Wer mit dem Bullet fährt und wer nicht. Du oder deine Mutter.“ Er blickte mich mit seinen Mondlichtaugen an, lä-

chelte breiter, und ich bemerkte, daß ihm die meisten Zähne fehlten, ihm beim Unfall ausgeschlagen worden waren. Er trommelte leicht auf das Steuer-
rad. „Einen von euch beiden nehme ich mit, Mann. Und da du hier neben mir bist, darfst du es dir aussuchen. Na, wie findest du das?“ (S. 52)

„Anyway, man, we don't have time to talk about all that. Five more miles and we'll start seeing houses again. Seven more and we're at the Lewiston city line. Which means you have to decide now.”

„Decide what?” Only I thought I knew.

„Who rides the Bullet and who stays on the ground. You or your mother.” He turned and looked at me with his drowning moonlight eyes. He smiled more fully and I saw most of his teeth were gone, knocked out in the crash. He patted the steering wheel. „I'm taking one of you with me, man. And since you're here, you get to choose. What do you say?”

Alan muss sich entscheiden, ob er oder seine Mutter sterben muss – und wenn er nichts sagt, dann müssen beide mit dem Bullet fahren, wie Staub sich ausdrückt.

In letzter Minute vor der Stadtgrenze von Lewiston spricht Alan.

„Nimm sie“, sagte ich, als die Lichter der ersten Häuser immer näher auf den Mustang zukamen. Meine Stimme hörte sich heiser, rauh und laut an. „Nimm sie mit, nimm meine Ma. Nicht mich.“
(S. 59)

„Take her,” I said as the lights of the first house swept toward the Mustang. My voice was hoarse and raw and loud.
„Take her, take my ma, don’t take me.”

Alan klammert sich ans Leben und opfert seine Mutter. Staub wirft ihn aus dem Auto, er verliert das Bewusstsein und erwacht auf dem Friedhof.

Alan ist tatsächlich mit dem Kopf gegen einen Grabstein geprallt und hat die ganze Geschichte mit dem Geisterfahrer nur geträumt.

Alan findet einen anderen Fahrer, der ihn nach Lewiston bringt. Er läuft so schnell er kann zum Krankenhaus, wo er erfährt, dass seine Mutter noch lebt und auf dem Weg der Besserung ist. Seltsam ist allerdings, dass Alan den Bullet-Button trägt: Hat Staub ihn an Alans Kleidung geheftet, als er ihn aus dem Auto stieß? Aber das hat sich ja nicht wirklich ereignet, sondern war nur ein Traum?

Sie lächelte und versuchte, mir die Arme entgegenzustrecken. Einer gehorchte. Der andere zitterte, hob sich ein wenig, sank wieder auf die Decke. „Al“, flüsterte sie. (S. 75)

She smiled and tried to hold out her arms. One of them came up. The other trembled, rose a little bit, then fell back. „Al,” she whispered.

Die Mutter ist sehr schwach, weil sie ein Schlafmittel bekommen hat, aber sie erkennt Alan und kann sprechen. Eigenartigerweise hat sie kurz zuvor von dem Besuch bei der Achterbahn geträumt, für die

der kleine Alan damals angestanden hat, mit der er aber aus Zeitmangel doch nicht fahren konnte.

„Ich habe geträumt, daß wir in diesem Vergnügungspark in New Hampshire waren“, sagte sie.

Ich spürte, wie mir eiskalt wurde.
„Tatsächlich?“

„Ja. Wir standen vor dieser Attraktion an, diesem Ding, das so hoch raufgeht. Weißt du noch, wie es hieß?“

„Bullet. Ja, ich erinnere mich, Ma.“

„Du hattest Angst, und ich habe mit dir geschimpft. Dich angeschrien.“

„Nein, Ma, du ...“

Ihre Hand drückte meine, und ihre Mundwinkel zogen sich nach unten. Es war eine Andeutung ihrer alten Ungeduld.

„Doch. Ich habe dich angeschrien und dir einen Katzenkopf verpaßt. In den Nacken, war es nicht so?“

„Vermutlich ja“, sagte ich ergeben.
„Jedenfalls hast du meistens dorthin gelangt.“

„Das hätte ich nicht tun dürfen. Es war so heiß, und ich war müde, dennoch hätte ich es nicht tun dürfen. Ich wollte dir sagen, daß es mir leid tut.“

Meine Augen begannen wieder zu tropfen. „Das ist schon in Ordnung, Ma. Das ist doch ewig her.“

„Aber du bist nie mit dem Ding gefahren“, flüsterte sie.

„Doch. Letztendlich doch.“ (S. 78f)

„I dreamed we were at that amusement park in New Hampshire,” she said.

I looked down at her, feeling my skin go cold all over. „Did you?”

„Ayuh. Waiting in line for the one that goes ... way up high. Do you remember that one?”

„The Bullet,” I said. „I remember it, ma.”

„You were afraid and I shouted. Shouted at you.”

„No, ma, you—”

Her hand squeezed down on mine and the corners of her mouth deepened into near dimples. It was a ghost of her old impatient expression.

„Yes,” she said. „Shouted and swatted you. Back ... of the neck, wasn’t it?” „Probably, yeah,” I said, giving up. „That’s mostly where you gave it to me.”

„Shouldn’t have,” she said. „It was hot and I was tired, but still ... shouldn’t have. Wanted to tell you I was sorry.”

My eyes started leaking again. „It’s all right, ma. That was a long time ago.”

„You never got your ride,” she whispered.

„I did, though,” I said. „In the end I did.”

Die Mutter wird gesund, kommt wieder nach Hause, Alan studiert weiter und macht seinen Abschluss. Die Mutter kann das Rauchen nicht aufgeben und hat einen zweiten Schlaganfall, den sie glücklicherweise auch überlebt. Alan kümmert sich fortan stärker um seine Mutter, die sich sein Studium praktisch vom Mund abgespart hat; die Mutter gibt die Arbeit auf und lebt noch ganze sieben Jahren, bis sie der dritte Schlaganfall dahinrafft. Alan sucht in seiner Wohnung nach dem ominösen But-

ton, findet ihn aber unter dem Bett seiner Mutter.

Ich nahm ihn in die Hand und schloß sie zur Faust. Die Nadel stach mir ins Fleisch, aber ich drückte noch fester zu. Der Schmerz war eine Art bitterer Genugtuung. Als ich die Faust öffnete, standen mir Tränen in den Augen, die Worte auf dem Button hatten sich verdoppelt und waren mit einer Art Schimmer überzogen. So als ob man sich einen 3-D-Film ohne Brille ansah.

„Bist du jetzt zufrieden?“ fragte ich in den stillen Raum hinein. „Reicht es dir endlich?“ Natürlich bekam ich keine Antwort. „Aber warum das alles? Wo ist der verdammte Sinn?“

Immer noch keine Antwort. Wie denn auch? Man steht Schlange, das ist alles. Man steht Schlange und wünscht sich etwas beim fieberhaft leuchtenden Vollmond. Man steht Schlange und hört, wie sie kreischen. Sie haben dafür bezahlt, in Angst und Schrecken versetzt zu werden, und auf dem Bullet bekommt man immer was für sein Geld.

Vielleicht fährt man mit, mit der Achterbahn, wenn man an der Reihe ist, vielleicht reißt man aus. Es kommt wohl auf's Gleiche raus, denke ich. Es sollte vielleicht mehr dahinterstecken, aber das tut es nicht: Aus und vorbei.

Nimm deinen Button, und hau endlich ab. (S. 94f)

I curled my fist tight around it. The pin dug into my flesh and I squeezed my hand even tighter, taking a bitter pleasure in the pain. When I rolled my fingers open again, my eyes had filled with tears and the words on the button had doubled, overlaying each other in a shimmer. It was like looking at a 3-D movie without the glasses.

„Are you satisfied?” I asked the silent room. „Is it enough?” There was no answer, of course. „Why did you even bother? What was the goddamn point?”

Still no answer, and why would there be? You wait in line, that's all. You wait in line beneath the moon and make your wishes by its infected light. You wait in line and listen to them scream-

ing—they pay to be terrified, and on the Bullet they always get their money's worth. Maybe when it's your turn you ride; maybe you run. Either way it comes to the same, I think. There ought to be more to it, but there's really not—fun is fun and done is done.

Take your button and get out of here.

Ende.

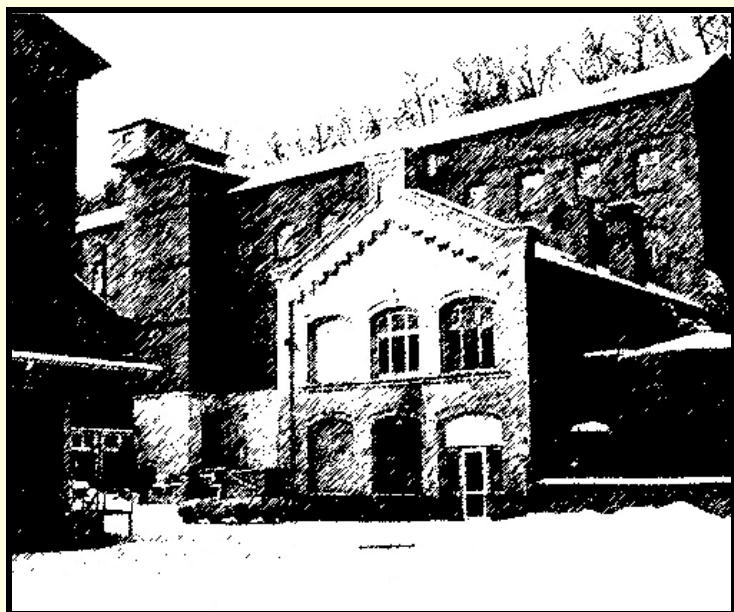
Riding the Bullet ist kurz, aber von einer dichten, unheimlichen Atmosphäre. Die Spannung entsteht weniger durch äußere Gefahren, sondern vielmehr aus dem Seelenleben des Protagonisten heraus, das King sehr schön und effektiv entwickelt.

Die Konstruktion der Novelle ist sehr raffiniert: Sie beginnt als ein berührendes Drama über die Sorge eines Sohnes um seine Mutter, wandelt sich aber bald zu einer haarsträubenden Geistergeschichte. Dann klären sich die übernatürlichen Ereignisse als bloßer Traum auf – doch es bleibt ein unerklärlicher Rest an Unheimlichen in Form eines Buttons – der Beweis für eine Mutprobe –, den der Protagonist nicht besitzen dürfte, den er sich aber in seinem

schrecklichen Traum sehr wohl verdient hat.

Auf einer anderen Ebene bewirkt der Schock über den Schlaganfall der Mutter, dass der Sohn sich von nun an mehr um sie kümmert: Er ist sich bewusst geworden, wie viel er ihr verdankt und wie sehr er sie eigentlich liebt. Es ist vorstellbar, dass Stephen King bei der Abfassung dieser Novelle auch an seine eigene Mutter gedacht hat, dass die er Sorgen des Sohnes persönlich erlebt hat. Es zeigen sich einige Ähnlichkeiten im Leben der Romanfigur und des Autors.

Der Icherzähler Alan hat wie Stephen King die Neigung, bei seiner Erzählung ein wenig den Schlaumeier herauszukehren und zu versuchen, den Leser mit raffinierten Wendungen zu beeindrucken, was von der eigentlichen Geschichte ein wenig ablenkt. Das ändert aber nichts daran, dass *Riding the Bullet* eine sowohl schaurige als auch berührende Erzählung ist.



ZERFALL

Erzählung

Christian Knieps

Man hatte ihn gewarnt, natürlich hatte man das, auf eine beinahe beiläufige Art, wie man einen Hund vom Abgrund zurückruft, nicht aus Fürsorge, sondern weil man das Geräusch des Aufpralls nicht ertragen will – und trotzdem war Terzfeld an jenem Dienstagmorgen, noch bevor die Sonne ihre erste Schicht aus bleierner Feuchtigkeit über die Dächer des Hafenviertels gelegt hatte, wieder durch die Hintertür der alten Papierfabrik geschlüpft, die inzwischen eher an eine Kathedrale des Schmerzes erinnerte als an irgendeinen Ort, an dem je gearbeitet, geschwitzt oder geschrien wur-

de, und stand nun mit zitternden Lidern vor einem Körper, der, so wie er dalag, mehr Aussagekraft besaß als sämtliche Protokolle des Dezernats für Kapitaldelikte der letzten drei Jahre zusammen.

Die Leiche war weiblich, ungefähr Mitte dreißig, trug weder Ausweis noch Unterwäsche, aber dafür einen perfekt sitzenden Lippenstift in einem Ton, den man früher als „Blutkirsche“ bezeichnet hätte – ein Detail, das Terzfeld nicht aus stilistischen Gründen notierte, sondern weil er wusste, dass sich Mörder selten um Lippenfarbe kümmern, es sei denn, sie wollten, dass jemand ganz bestimmtes die Leiche fand, oder sie inszenierten den Tod wie ein makabres Stillleben, das etwas erzählen sollte, was mit Worten nie gesagt werden konnte.

Dass die Frau keine Zähne mehr im Mund hatte, war kein Unfall – die Wurzeln waren sauber ausgehebelt worden, als hätte jemand mit chirurgischer Präzision einen Beweis zerstören wollen, während die Fingerkuppen – ebenso sorgfältig – mit feinem Schleifpapier behandelt worden waren; doch was Terzfeld mehr beschäftigte als all das, war der Blick, den die Tote ihm zuwer-

fen würde, wenn sie noch sehen könnte – diesen nicht mehr existierenden, aber doch spürbaren Blick, der ihm sagte, dass sie wusste, dass er zu spät kam, weil er immer zu spät kam, nicht aus Faulheit oder Mangel an Talent, sondern weil er tief in sich selbst etwas kultivierte, das jeden Fall, jede Suche, jede Aufklärung sabotierte: eine Schwäche für das Dunkle, für das Halbgesagte und für das Schweigen der Toten, das mehr verrät als das Geschwätz der Lebenden.

Die Spurensicherung tat, was sie immer tat – sie verpackte die Welt in Plastiktüten und analysierte sie auf Spuren, deren Bedeutung sich meist nur dann zeigte, wenn sie längst irrelevant geworden waren – und so verließ Terzfeld den Tatort, ohne sich von jemandem zu verabschieden, stieg in seinen Wagen, der nach altem Kaffee, kaltem Schweiß und vergessener Hoffnung roch, und fuhr in jene Gegend, die man in der Stadt nur „die grauen Kilometer“ nannte, weil es dort keine Häuser mehr gab, sondern nur noch Betonflächen, auf denen früher einmal Fabriken standen, und zwischen diesen Flächen bewegten sich Men-

schen, die aussahen, als wären sie von einem Roman übrig geblieben, den niemand zu Ende gelesen hatte.

Dort, in einem Container mit drei Schlössern, fand er „Fräulein Nola“, die keine Fräulein war, sondern eine Informantin, die ihm seit Jahren Hinweise gab, die so vage und gefährlich zugleich waren, dass jeder andere sie längst für nutzlos erklärt hätte, doch Terzfeld wusste, dass Information nicht aus Klarheit bestand, sondern aus Mutmaßung, Andeutung und vor allem: aus dem Klang, den Worte erzeugen, wenn sie in einem Raum voller Schuld ausgesprochen werden.

„Sie wollte raus“, sagte Nola, ohne dass Terzfeld eine Frage gestellt hatte, und es war diese Art von Antwort, die ihn glauben ließ, dass alles, was man brauchte, um einen Mord aufzuklären, bereits in den ersten fünf Minuten gesagt wurde, nur dass niemand wusste, welcher Satz der entscheidende war – man musste ihn aufspüren wie ein verlorenes Organ im Bauch eines Unbekannten, den man niemals sezieren durfte.

Sie erzählte ihm von einem Mann, den sie nur „den Vater“ nannte – ein Schleuser,

ein Mörder, ein Menschenhändler, niemand wusste genau, wer er war, aber alle wussten, dass man nicht über ihn sprach, und wenn doch, dann nur in Halbsätzen und mit Blick auf den Boden – und Terzfeld verstand sofort, dass die Tote in der Papierfabrik keine anonyme Prostituierte war, sondern eine Frau, die zu viel gewusst hatte, vielleicht auch geglaubt hatte, dass Wissen Schutz bedeuten würde, obwohl es in dieser Stadt nur eine Wahrheit gab: Je mehr du weißt, desto eher stirbst du.

Die nächsten Tage waren ein Vexierspiel aus Akten, Gesprächen und Lügen, denen man ansah, dass sie gelogen waren, aber die trotzdem notiert werden mussten, und Bildern, die in seinem Kopf aufstiegen wie Gas aus einem alten Sumpf – Gesichter, Stimmen, Gerüche – und immer wieder tauchte dabei dieser Name auf, „Vater“, nicht als Titel, sondern als Drohung, als Fluch, als Konstrukt, das alle fürchteten und keiner je gesehen hatte, bis Terzfeld irgendwann begriff, dass der Mann, den er suchte, nicht gefunden werden wollte, sondern nur gespürt – als Schatten, als Druck und als Präsenz hinter den falschen Zeugen,

den korrupten Kollegen und den stummen Beweisen.

Es war eine dieser Nächte, in denen man nicht mehr weiß, ob der Regen von außen gegen die Fensterscheibe schlug oder von innen gegen die Stirn hämmerte, als Terzfeld in einem Keller am Stadtrand stand, die Pistole gezückt, die Taschenlampe in der anderen Hand, der Magen seit Stunden leer, aber das Herz voll mit einem dumpfen Wissen, das sich nicht in Worte fassen ließ – und dann sah er ihn: einen Mann mittleren Alters, glatt rasiert, mit der Stimme eines Seelsorgers und der Kälte eines Chirurgen, der sofort wusste, wer Terzfeld war, und der nicht flüchtete, nicht schrie, sondern nur sagte: „Wenn Sie mich verhaften, machen Sie die Welt nicht besser – Sie machen nur das Dunkel sichtbar.“

Terzfeld schoss nicht. Er verhaftete ihn auch nicht. Er stand nur da, während hinter ihm jemand die Tür zuzog – und wusste, dass es vorbei war, bevor es wirklich begonnen hatte.

Denn das ist das Wesen der Ermittler in einer Welt, in der das Verbrechen nicht mehr im Moment des Mordens beginnt,

sondern im Schweigen davor – sie sehen, sie wissen und sie sammeln, aber sie retten niemanden; sie sind Archivare der Verdammnis.



WIE MAN SKORPIONE BEKÄMPFT

Aus dem Spanischen von Vera Gerling

Erzählung

Fernando Sorrentino

Alle Welt zeigt sich überrascht, verängstigt und sogar gekränkt ob der um sich greifenden Vermehrung von Skorpionen, die Buenos Aires heimgesucht hat, eine Stadt, die bis vor kurzem noch von solchen Spinnentieren verschont geblieben ist.

Fantasielose Menschen bedienen sich einer allzu traditionellen Methode, um die Skorpione zu bekämpfen: Sie streuen Gift. Einfallsreichere holen Unmengen von Schlangen, Fröschen, Kröten und Eidechsen

ins Haus in der Hoffnung, sie mögen die Skorpione fressen. Die einen wie die anderen scheitern erbärmlich: Die Skorpione weigern sich standhaft, das Gift zu schlucken, und die Reptilien und Amphibien weigern sich ebenso strikt, die Skorpione zu vertilgen. Die einen wie die anderen erreichen durch ihr linkisches und vorschnelles Handeln einfach nur, dass der Hass, den die Skorpione gegen die Menschen hegen, weiter geschürt wird – sofern hier überhaupt noch eine Steigerung möglich ist.

Ich verwende eine andere Methode. Meine Bemühungen, sie weiter zu verbreiten, waren bislang erfolglos, denn wie jeder Vorreiter bleibe auch ich unverstanden. Ohne mir darauf etwas einzubilden, halte ich sie nicht nur für die beste, sondern auch für die einzig mögliche Methode, Skorpione zu bekämpfen.

Ihr grundlegendes Prinzip besteht darin, den Frontalangriff zu vermeiden, vielmehr gelegentlich waghalsige Scharmützel zu führen und die Skorpione nicht merken zu lassen, dass wir ihre Feinde sind. (Natürlich weiß ich, dass hier größte Vorsicht walten muss, natürlich weiß ich, dass der Stich ei-

nes Skorpions fatale Folgen hat. Zöge ich mir einen Taucheranzug an, wäre ich gewiss gänzlich vor den Skorpionen geschützt, nichtsdestoweniger wüssten dann die Skorpione mit absoluter Sicherheit, dass ich Angst vor ihnen habe. Denn ich habe riesige Angst vor Skorpionen. Aber es gilt, ruhig Blut zu bewahren.)

Eine unerlässliche Maßnahme – wirkungsvoll und dabei unspektakulär und undramatisch – umfasst zwei einfache Schritte. Der erste besteht darin, die Hosenbeine mit extrastarken Gummibändern zu schließen, damit die Skorpione mir nicht die Beine heraufkriechen können. Zweitens gebe ich vor, ausgesprochen kälteempfindlich zu sein, und ziehe mir immer ein Paar Lederhandschuhe an, damit sie mir ihr Gift nicht in die Hände spritzen. (Schon mehr als ein Miesmacher hat ausschließlich auf die Nachteile hingewiesen, die diese Methode im Sommer mit sich bringt, ohne die unwiderlegbaren Vorteile zu bedenken.) Der Kopf hingegen sollte besser unbedeckt bleiben: Dies ist die beste Möglichkeit, uns den Skorpionen als mutig und sorglos zu präsentieren, und zudem springen Skorpione

für gewöhnlich den Menschen nicht von der Decke ins Gesicht, auch wenn sie es manchmal doch tun. (So erging es zumindest meiner verstorbenen Nachbarin, einer Mutter von vier entzückenden Jungen, die nun Waisen sind. Zu allem Unglück erwachsen aus diesen Ausnahmefällen falsche Theorien, die nur dazu führen, dass der Kampf gegen die Skorpione noch mühseliger und schwieriger wird. Der Witwer behauptet tatsächlich ohne ausreichendes wissenschaftliches Vorwissen, dass sich die sechs Skorpione von der intensiven blauen Augenfarbe der Verstorbenen angezogen gefühlt hätten, und fuhr als schwachen Beweis für diese gewagte These die rein zufällige Tatsache an, dass sich je drei Stiche in den beiden Pupillen gefunden hätten. Ich bin der Auffassung, dass es sich hierbei schlicht um einen Irrglauben handelt, den sich diese Memme in ihrem angsterfüllten Hirn zurechtgezimmert hat.)

Genau wie in der Verteidigung, muss man auch beim Angriff so handeln, als würde man die Existenz der Skorpione überhaupt nicht wahrnehmen. Wie zufällig

gelingt es meiner Wenigkeit, täglich achtzig bis hundert Skorpione zu töten.

Ich gehe auf die im Folgenden beschriebene Weise vor, die, wie ich im Sinne des Fortbestands der menschlichen Spezies hoffe, nachgeahmt und, falls möglich, verbessert werden wird.

Als sei ich in Gedanken versunken, setze ich mich in der Küche auf eine Bank und schlage die Zeitung auf. Immer wieder schaue ich auf die Uhr und brumme laut genug, damit die Skorpione es hören, vor mich hin: „Caramba! Dieser Mistkerl Perez ruft einfach nicht an!“ Es regt mich auf, dass Perez so unzuverlässig ist, und diesen Moment nutze ich aus, um wütend auf den Boden zu stampfen: So erledige ich mindestens zehn der unzähligen auf dem Fußboden krabbelnden Skorpione. In unregelmäßigen Abständen wiederhole ich meine ungeduldigen Ausbrüche, und töte so nach und nach eine ansehnliche Menge. Bei alledem verschone ich jedoch auch die zahllosen Skorpione nicht, die Decke und Wände vollständig bedecken (fünf vibrierende, pulsierende, wogende, pechschwarze Meere). Manchmal gebe ich einen hysterischen An-

fall vor und werfe irgendeinen festen Gegenstand an die Wand, wobei ich weiterhin über den Mistkerl Perez schimpfe, dessen Anruf so lange auf sich warten lässt. Schade, dass ich schon mehrere Kaffee- und Essgeschirre zertrümmert habe und inmitten von zerbeulten Pfannen und Töpfen leben muss. Aber der Kampf gegen die Skorpione fordert eben einen hohen Preis. Schließlich ruft natürlich jemand an. „Das ist Perez!“ rufe ich und renne Hals über Kopf zum Telefon. Natürlich treibt mich dabei eine solche Eile und Ungeduld, dass ich die Tausenden und Abertausenden von Skorpionen übersehe, die als weicher Teppich meinen Fußboden bedecken und mit dem schleimigen Knacken von Eierschalen unter meinen Schuhen bersten. Manchmal – aber nur manchmal, denn man sollte dieses Mittel nicht überstrapazieren – stolpere ich und falle der Länge nach hin, so dass meine Angriffsfläche sich bedeutend vergrößert und folglich die Zahl der toten Skorpione steigt. Wenn ich wieder aufstehe, zieren meine ganze Kleidung die klebrigen Kadaver vieler Skorpione. Es ist mühselig, einen nach dem

anderen abzuzupfen, doch genieße ich dabei meinen Triumph.

* * *

An dieser Stelle möchte ich mir einen kleinen Exkurs erlauben, um von einem beispielhaften Vorfall zu berichten, den ich vor einigen Tagen erlebte, und von dem ich zu behaupten wage, dass ich mich dabei ganz unabsichtlich als Held hervorgetan habe.

Es war Mittagszeit. Wie immer fand ich den Tisch voller Skorpione vor, das Geschirr voller Skorpione, den Herd voller Skorpione ... Geduldig und ungerührt wischte ich sie beiläufig auf den Boden. Da der Kampf gegen die Skorpione fast all meine Zeit in Anspruch nimmt, beschloss ich, etwas Einfaches zu kochen: vier Spiegeleier. Während ich aß und ab und zu einen der besonders dreisten Skorpione beiseite schob, die auf den Tisch kletterten oder mir auf den Knien herumkrabbelten, fiel – oder warf sich -ein ausgesprochen energischer und kräftiger Skorpion von der Decke auf meinen Teller.

Wie erstarrt ließ ich das Besteck fallen. Wie sollte ich dieses Verhalten deuten? War es Zufall? War es ein persönlicher An-

griff? Wollten sie mich auf die Probe stellen? Eine ganze Weile war ich völlig perplex. Was wollten die Skorpione von mir? Da ich im Kampf gegen sie sehr erfahren bin, begriff ich sofort. Sie wollten mich dazu zwingen, die Verteidigungsstrategie aufzugeben und zum Angriff überzugehen. Ich aber war von der Wirksamkeit meiner Methode überzeugt: Sie würden mich nicht hinters Licht führen.

Mit unterdrückter Wut sah ich, wie die dicken und behaarten Beine des Skorpions im Ei plätscherten, wie sich sein Körper gelb färbte, wie sein giftiger Stachel in der Luft umherwedelte, wie ein Ertrinkender, der nach Hilfe schreit. Objektiv betrachtet, bot der Todeskampf des Skorpions einen hübschen Anblick. In mir rief er jedoch ein wenig Ekel hervor. Beinahe hätte ich klein beigegeben: Ich erwog, den Tellerinhalt in den Ofen zu kippen. Doch ich bin willensstark und wusste mich früh genug zurückzuhalten: Hätte ich das getan, wären mir der Hass und die Gegenwehr der Millionen und Abermillionen von Skorpionen sicher gewesen, die mich mit neuerwachtem Argwohn von der Decke, von den Wänden,

vom Fußboden, vom Herd, von den Lampen aus anstarrten. So hätten sie Grund genug gehabt, sich angegriffen zu fühlen, und wer weiß, was dann alles hätte passieren können.

Ich nahm all meinen Mut zusammen, tat so, als hätte ich den Skorpion gar nicht bemerkt, der noch immer auf meinem Teller strampelte, aß ihn gedankenverloren zusammen mit dem Ei und strich sogar mit einer Brotrinde über den Teller, um nicht ein Fitzelchen Ei oder Skorpion übrig zu lassen. Es war gar nicht so abscheulich, wie ich befürchtet hatte. Ein wenig bitter vielleicht, aber dieser Eindruck mag daher rühren, dass mein Gaumen den Verzehr von Skorpionen noch nicht gewohnt war. Beim letzten Bissen lächelte ich zufrieden. Dann fiel mir ein, dass der Chitinpanzer des Skorpions, den ich mir weniger hart gewünscht hätte, meine Verdauung beeinträchtigen könnte, daher trank ich ganz unauffällig, um die Skorpione nicht zu beleidigen, ein Glas aufgelöstes Bullrich's Salz.

* * *

Es gibt weitere Varianten dieser Methode, jedoch muss man immer den Grundsatz beachten, dass man sich so verhält, als nähme man die Gegenwart – und mehr noch: die Existenz – der Skorpione gar nicht wahr. Trotz allem überkommen mich gerade Zweifel. Wie mir scheint, begreifen die Skorpione so langsam, dass meine Angriffe nicht unabsichtlich geschehen. Als ich gestern einen Topf mit heißem Wasser fallen ließ, bemerkte ich, wie mich von der Kühl-schranktür ungefähr dreihundert bis vierhundert Skorpione rachsüchtig, misstrauisch und vorwurfsvoll beobachteten.

Vielleicht ist auch meine Methode zum Scheitern verurteilt. Bislang ist mir jedoch noch keine bessere eingefallen, um Skorpione zu bekämpfen.



Helena Petrovna Blavatsky (1831–1891)

GEHEIMLEHRE ESOTERIK

Einstein 143

Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird:

– Blavatsky, Helena Petrowna: Geheimlehre I. Verlag Esoterische Philosophie, Hannover 1999. Zitiert als „Blavatsky 1“.

Uns wird heute beigebracht, Albert Einstein (vielleicht einschließlich seiner Jünger) sei der größte Wissenschaftler oder Denker, und es gebe außerhalb seines teils fantastischen Umkreises weiter keine Denker. Wie falsch das ist, soll nachfolgend ebenfalls nachgewiesen werden. Es gibt also sehr

wohl andere, indes weniger bekannte Leute, welche sich sehr wohl Gedanken über die Beschaffenheit der Welt und von uns selber machten.

Oftmals sind sie – ob zu Recht oder zu Unrecht, sei vorerst dahin gestellt – in den Bereich der Esoterik verbannt, welchem also ein schaler Geschmack anhaftet. Dabei weist Esoterik doch nur den Bezug auf das Innere nach, während die heute anerkannte Wissenschaft (Einstein eingeschlossen) sich am Äußerlichen orientiert, so, als ob das Äußerliche alles in Sachen Weltbeschaffenheit und Welterkenntnis wäre und als ob man über das Äußerliche insofern alles klären könne. Welch ein Irrtum!

Nehmen wir dazu beispielsweise Helena Petrowna Blavatsky (1831 – 1891); sie gilt als bedeutendste Okkultistin des 19. Jahrhunderts und ist die Gründerin der Theosophischen Gesellschaft. „Okkult“ heißt verborgen, geheim; der Okkultismus ist die Lehre vom Übersinnlichen. Was also das „andere“ (und Einstein durchaus auch in Frage stellende) Denken betrifft, so sei also auf die Theosophie hingewiesen. Theosophie, das ist die Gottesweisheit: (griech.

„theos“ = Gott + „sophia“ = Weisheit). Es handelt sich also um die Wahrheitsschau. Um ein mystisches Geheimwissen von Gott und der Welt, welches für gewöhnlich nur Auserwählten zugänglich ist (oder sein soll). Wir erleben also unmittelbare Erkenntnis durch Erleben des Göttlichen.

Wie gesagt, wir werden in diesem Text immer wieder einen auch „anderen“ Blick auf die (nicht nur) von Einstein verhandelten Fragen zu Raum und Zeit und dergleichen werfen. Nur mit besagter offener Sichtweise werden wir unseren Verstand üben und schärfen können. Ein allzu enger Blick (egal, wie und worauf), und man verlandet und strandet. Wir müssen also offen sein, wollen wir verstehen. Und wer weiß schon, wo die Wahrheit wirklich liegt? In dem, was etwa unser Fernsehen auf diesem Gebiet endlos und immer wieder lauthals verkündet, muß sie, die Wahrheit, keineswegs liegen.

Also, Einstein, die Physik und die vordergründige Wissenschaft übergreifend, wie sieht die Weltgrundlage etwa nach der Blavatsky aus?

„Die Geheimlehre stellt drei fundamentale Sätze auf:

I. Ein allgegenwärtiges ewiges, grenzenloses und unveränderliches PRINZIP, über das gar keine Spekulation möglich ist, da es die Kraft menschlicher Vorstellung übersteigt...

Um sich diese Ideen klarer zu machen, möge der gewöhnliche Leser von dem Postulate [Forderung] ausgehen, daß eine absolute Realität ist, die mit allem geoffenbarten, bedingten Sein vorangeht. Diese unendliche und ewige Ursache – unklar formuliert als das ‚Unbewußte‘ und ‚Unerkennbare‘ der landläufigen europäischen Philosophie – ist die wurzellose Wurzel von ‚allem, was war, ist, oder jemals sein wird.‘ Sie ermangelt selbstverständlich aller Attribute [charakteristischen Eigenschaften] und ist ihrer Wesenheit nach ohne irgendwelche Beziehung zu geoffenbartem endlichem Sein.“ (Blavatsky 1, S. 42)

Was ist von diesem ersten Grundsatz der „Geheimlehre“ zu halten? Die wohlgemut angenommene oder unterstellte Grundlage

von allem: ist sie ewig? Ja, gewiß, jeder andere Gedanke in diesem Zusammenhang wäre töricht.

Ist diese allgemeine seinsmäßige Grundlage allgegenwärtig? Gewiß, ja. Genau genommen ist sie ja alles, durchdringt zumindest alles. Sie, diese seinsmäßige Grundlage, steht also – im Gegensatz zu der zitierten Stelle – in aller Beziehung zu dem „geoffenbarten Sein“. Es gibt nichts, was es ohne sie nicht gäbe.

Ist dieses grundlegende Gebilde grenzenlos? Grenzenlos, das hieße doch, das Denken des konkreten Seins wäre frei und beliebig. Das ist es aber nicht. Sondern das Denken hält sich an die einmal erkannte Wirklichkeit. Welcheselbe besagt, der Raum ist gekrümmt und insofern in sich selber zurückgeschlungen. Also, auch hier – wie beim Möbius-Streifen, dessen Oberfläche ja auch in sich selbst zurückkehrt – gibt es eine Grenze. Oder vielmehr eigentlich doch die Forderung nach einem anderen, schlüssigen Denken.

Selbst die Erde, unser Planet, nebenbei bemerkt, ist scheinbar ohne Grenzen. Warum dies? Weil man ihn, der eine Kugel ist,

endlos umrunden kann. Ist er darum endlos? Nein, das ist er nicht. Die Anwendung der „Endlosigkeit“ im Umrunden des Planeten ist also ein Trugschluß, der die Realität (einer Kugel) nicht im Auge behält.

Ähnlich dem Möbius-Streifen: seine Oberfläche kennt ja auch kein „Ende“, läßt sich endlos und unablässig abschreiten oder abstreichen. Dabei ist der konkret angefertigte Möbius-Streifen doch ein vergleichsweise winziges Gebilde (welches man gar in der Hand halten kann).

Ist besagtes grundlegende (weltschaffende, zumindest weltbegründende, weltverbürgende) Gebilde – wie im Zitat dargestellt – „unveränderlich“? Nein, die Welt ändert sich, wie erkenntlich. Das, was mit der Welt zusammenhängt (oder sie begründet) ändert sich entsprechend. Gott ändert sich (mit uns), und Gott gewinnt dazu (könnte man dazu sagen). Denn warum sollte Gott die kosmische Welt geschaffen haben, wenn nicht er und wir einen erheblichen Vorteil daraus gewinnen würden?

Es ist also entschieden falsch, wie etwa mit Aristoteles, einen „Weltschöpfer“ anzunehmen, der einmal aktiv war (all seine

Kraft zusammennehmend) und seither untätig und faul wäre (vielleicht, um sich von der einmaligen Anstrengung bei der Schaffung des Universums zu erholen). Es gilt – im Gegensatz zu zu Aristoteles und vielen anderen, die all dies wiederholen – die Erkenntnis, daß Gott heutzutage keineswegs untätig und passiv, sondern daß er wesentlich aktiv ist. Indes ist dies freilich schwer erkennbar.

Er, Gott, arbeitet nicht mit Pauken und Trompeten, sondern still und leise, indem er die Natur ausnützt, so daß wir, dies verkennend, anschließend törichterweise vom „Zufall“ zu sprechen pflegen. Ja, und darüber hinaus, Gott ist nicht nur vorhanden und aktiv, sondern, mehr noch, er kann sogar von uns selber etwa zu Gunsten unserer eigenen Gesundheit angesprochen werden. Nach einem sich ausruhenden, ermatteten Geschöpf sieht das nicht aus. Sehr wohl aber nach einem Mißverständnis (infolge mangelnder Erkenntnis), das sich schon vor vielen Jahren in die philosophische Erörterung eingeschlichen hat.

Übersteigt Gott unsere Vorstellung? Ja und nein. Sich etwa Ewiges vorzustellen

(und das ist Gott ja zweifellos) ist tatsächlich herausfordernd. Andererseits, wie soeben bemerkt, wir können Gott anrufen oder bitten (per Gebet oder per Coué'scher Sprüche), etwa um Gesundheit. Und er erfüllt unsere Wünsche, sofern dies den Umständen nach möglich ist.

Gott ist demnach in direkter Weise ansprechbar (mit einfachen Sprüchen), faßbar. Er siedelt demnach keineswegs außerhalb unseres Vorstellungsvermögens, sondern im Gegenteil: er ist insofern greifbar, erfaßbar, zugänglich, gütig (wir handeln hier zunächst immer von unserer Gesundheit und von Gottes möglichem Einfluß auf sie).

Weiter Kritik der Blavatsky (in obigem Zitat), die Seinsgrundlage von allem (Gott also) würde herkömmlicherweise unzureichend als „unbewußt“ dargestellt. Dieses Unbewußte ist selbstverständlich für das oberflächliche Ich zunächst ein Rätsel. Doch es ist gar nicht unklar, wie uns Frau Blavatsky weismacht. Sondern das Unterbewußte ist bloß nicht direkt greifbar.

Wenn wir aber darüber sinnieren (über das persönliche Unterbewußte), dann erkennen wir, da ist eine selbständige, unabhängige,

aktive, handelnd tätige Macht oder Größe in uns. Dadurch, durch diese schlüssige, von jeder und von jedem nachprüfbare Erkenntnis, öffnet sich die Tür zur eigentlichen, von Gott bestimmten (oder erfüllten) Welt.

Dies ist also per sehr zu empfehlender Praxis sehr wohl erkennbar. Man wende die Coué'schen Sprüche zu Gunsten unserer Gesundheit an (oder auch Gebete, was ja auf dasselbe hinausläuft), und man wird sehen, da ist wirklich etwas Unterbewußtes in uns, und es ist tätig; es ist abwegig, dies als in irgend einer Weise unklar aufgefaßt (formuliert) zu bezeichnen.

Natürlich können wir das Unbewußte so wenig wie Gott auf den ersten Blick völlig ergründen. Da ist immer noch mehr Substanz in der Tiefe, als wir oberflächlich wähnen. Indes aber, schon das, was wir tatsächlich bewirken können (also gesundheitliche Sprüche zu unseren Gunsten) gibt wesentlichen Aufschluß über die für uns sehr wohl erreichbare göttliche Tiefe in uns drinnen.

Die Fehleinschätzung der zitierten Autorin begründet sich natürlich damit, daß

Frau Blavatsky (1831 – 1891) zu ihrer Zeit offenbar von der heilsamen Wirkung des Ausbringens von Sprüchen oder Gebeten nichts wußte oder noch nichts wissen konnte.

Wir entnehmen dem Zitat ferner, die „Wurzel“ des Seins wäre ohne alle Beziehung zum Sein? Das ist selbst auf den ersten Blick schon unstimmig! Das Sein entspringt aus und bezieht sich logischerweise auf die Wurzel; mithin kann man sagen: das Sein ist die Wurzel, und die Wurzel ist das Sein (was immer aus der Wurzel dann auch werden möge). Es besteht also eine innigste Verbindung und Beziehung zwischen der wurzelhaften Voraussetzung und dem, was sich daraus ergab oder ergibt, dem Sein also.

Am Rande sei bemerkt: es gibt also sowohl in der klassischen Philosophie (man denke nur an Aristoteles und seinen „unbewegten Beweger“) wie in der esoterischen Weiterentwicklung durchaus Punkte, welche entschieden bezweifelt werden können und müssen. Das hindert uns aber nicht daran, andere, sehr wohl erwägens-

werte Aspekte aus beiden Lagern einzubeziehen.

Wenn jemand etwas falsch macht, dann muß ja nicht gleich alles, was sie oder er vorbringt, falsch sein. Es nützt in jedem Falle, insofern zu erwägen oder abzuwägen. Denn wer weiß schon, wo die Wahrheit liegt? Nicht notwendigerweise bei einem wie Albert Einstein, dem man aus Verlegenheit alles zuschreibt, auch jenes, worüber er sich gar nicht äußern konnte oder wollte.

„Diese Seinsheit wird in der Geheimlehre unter zwei Aspekten symbolisiert. Einerseits als absoluter abstrakter Raum... andererseits als absolute abstrakte Bewegung...“ (Blavatsky 1, S. 42)

Auch hieran sind zwei kritische Überlegungen anzuschließen. Einmal bezüglich der Vorstellung vom „absoluten abstrakten Raum“. Hier wird wieder mit anmaßenden Begriffen um sich geworfen. Was oder wozu ist der Raum? Der Raum nimmt Körper auf oder enthält sie (Sonnen, Planeten). Dafür ist der Raum da. Es wäre also völlig

falsch, ihn, den Raum, sich vollständig abstrakt vorzustellen (nur gedacht, vom Gegenständlichen absehend, also fern von jeder inhaltlichen Überlegung).

Entsprechend gibt uns die zweite Bemerkung in dem Zitat zu denken, nämlich jene, welche sich auf eine angeblich vorhandene „absolute abstrakte Bewegung“ bezieht. Mit Verlaub, wenn sich etwas bewegt, dann ist es nicht abstrakt, sondern es ist etwas. Wir handeln hier offenbar vom Seinsgrund, von Gott also. Er bewegt sich? Ja, das tut er. Folgerung: dann ist „er“ etwas. Was, mit Verlaub ist „er“? Nun, dies ist nicht so einfach zu bestimmen. Doch in diesem Zusammenhang ist eines sicher: alles Große ist einfach. Je größer eine Sache, desto einfach ist sie. Gott ist am größten, also ist er am einfachsten.

Es sollen auch noch die beiden anderen „fundamentalen Sätze“ der Geheimlehre erwähnt werden:

„II. Die Ewigkeit des Weltalls in toto [im Ganzen], als einer grenzenlosen Sphäre, die periodisch ,der Spielplatz ist von zahllosen unaufhörlich erscheinenden

und verschwindenden Universen'..."
(Blavatsky 1, S. 44)

Hier haben wir wieder das geläufige Problem vor uns: man versucht vergeblich, das eine Universum (welches, dem Begriff nach, alles umfaßt) zu erklären. Und was macht man da, scheiternd, in seiner Verzweiflung? Man erfindet einfach weitere und immer weitere Universen. So, als ob ein Problem dadurch geklärt wäre, indem man weitere solcher Fragen oder Probleme entsprechend aufhäuft oder auftürmt. Ein Universum nach dem anderen einzuführen oder vorzustellen, heißt nur, das eine vorhandene Universum nicht verstehen zu wollen oder zu sollen. Die angebliche Vielheit, sie hilft nicht, sondern sie verschleiert.

Dritter fundamentaler Punkt der Geheimlehre:

„III. Die fundamentale Identität aller Seelen mit der universellen Oberseele, welch letztere selbst ein Aspekt der unbekannten Wurzel ist..." (Blavatsky 1, S. 45)

Im Grundsatz ist diese Erwägung sicherlich richtig. Nämlich, das ganze Sein oder Universum (uns, die Menschheit, inbegriffen) als seelisch veranlagt zu begreifen. Wir haben eine (göttliche) Seele. Alleine in uns öffnet sich die Türe zu „anderen“ (höheren) Welten. Unsere Seele ist aktiv und unabhängig vom vordergründigen, laut schreienden Ich.

Sicher in diesem Zusammenhang ist, die letzte oder größte Einheit (Gott also) ist folglich als seelisch zu betrachten, so daß die Seele sich überall hin verbreitet oder alles durchdringt. Und, wie erwähnt, wir sind da mitten drinnen. Auch wenn wir es heutzutage (im Jahre 2022) offiziellerweise vorziehen, von dem, was längst greifbar ist, nur einen Bruchteil zu verstehen. Und was ist greifbar?

Wir können also mittels Coué'scher Sprüche oder Gebete unsere (göttliche!) Seele beeinflussen. Und in vielen Fällen selbst dann Gesundheit bewirken, wenn schulmedizinische Kreise uns längst verworfen oder abgeschrieben haben. Es sei nochmals daran erinnert: dies ist der unlösche Beweis, daß die Seele uns mit allem verbindet.

Und, wie gesagt, den Beweis dafür kann und muß jede einzelne und jeder einzelne für sich selber (zunächst einmal zu Gunsten der eigenen Gesundheit) erbringen.

Nicht wahr, dies ist eigentlich originell. Wir handeln von einer philosophischen Frage (etwa dem seelischen Gesamtzusammenhang aller Dinge mit allen Dingen). Und werden zum überprüfbaren (!) Beweis an uns selber verwiesen. Und dies auch noch auf einem untilgbaren, uns gewissermaßen auf den Nägeln brennendem Gebiete, nämlich dem der Gesundheit. Auch daran erkennen wir, wie klug oder schlau Gott ist, der uns – über unser Wohlbefinden und unsere Gesundheit – direkt in die Materie hineinstößt. Und wehe, daß wir nicht folgen wollten. Das wäre dann in der Tat unser schwerster Fehler (über vermeidbare Krankheit).

Noch ein kurzes Wort zu Frau Blavatsky und weiteren Zitaten der esoterischen „Geheimlehre“. Wie erwähnt, nicht alles, was Frau Blavatsky vertritt, ist stimmig oder richtig. Das stört aber nicht erheblich, denn selbst wenn sie Falsches vorbringt, dann

bedeutet das nicht, daß sie nicht auch Richtiges vertreten würde.

Werfen wir also – auch in Hinblick auf Einstein und seine verwegenen Thesen – getrost einen Blick nach nebenan, so nach der Esoterik, um andere und weitere Aufschlüsse zu erlangen. Wer weiß schon, wo die Wahrheit liegt? Wir schauen uns unbefangen um, ohne uns von irgend einer einseitigen Denkweise in Beschlag nehmen zu lassen. Uns interessiert alleine die Wahrheit, und dieselbe ist immer stimmig und triftig. Und vor allem, sie, die Wahrheit, ist immer praktisch (und läßt sich mithin stets überprüfen)!

Fassen wir die Grundüberlegungen nochmals in ganz einfacher Weise zusammen. Die Welt (das Sein) ist. Von Nichts kommt nichts. Also ist das Sein (jedenfalls in seiner Grundlage) immer; hierzu die Blavatsky:

„Das Wort ‚Schöpfer‘ zu gebrauchen, ist unrichtig, da keine andere Religion ... an eine Schöpfung ex nihilo [aus dem Nichts] glaubt, wie es die Christen und Juden tun, sondern nur an eine Entwicklung aus vor-

her bestandenen Materialien.“ (Blavatsky 1, S. 253)

Das ist deutlich. Von Nichts kommt nichts. Von Gott aber alles.



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

FAUST (Perty 42) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

„Simon der Magier ... stammte nach Justin aus dem Flecken Gitton in Samarien und war jedenfalls eine höchst bedeutende geistige Kraft. ... Simon war ein vom Bewußtsein seiner hohen Gaben durchdrungener Schwärmer, der sich für die große Gotteskraft ... hielt, von welcher Vater, Sohn und Geist nur verschiedene Erscheinungsarten sind. Die Vorstellung von einer Erscheinung Gottes in menschlicher Gestalt zum Zweck der Erlösung der Menschheit ist eine alte, damals und schon früher sehr verbreitete und von den Buddhisten nach Westasien verpflanzte.“ (Perty, S. 358)

Sind wir – oder wenigstens einige von uns – Gott? Es sei hierzu angemerkt, Gott gibt es, und Gott ist überall, demnach ist er (unterbewußt) auch in uns. Sind wir deswegen Gott? Nein, niemand, aber Gott ist uns nahe, näher, als wir denken.

„Simon war aber auch ein Zauberer in dem Sinne, wie etwa gegenwärtig Home, nur in eminenterem [hervorragend, außerordentlich] Grade. Man berichtet

von ihm, daß er sich körperlos machen, im Feuer wälzen, die Stoffe verwandeln, Gold machen könne; er selbst behauptete, er könne sich unsichtbar machen, durch die Materie hindurchschreiten (was später auch von legitimen Heiligen, Dominicus, Mauritius, Ritta von Cassia usw. behauptet wurde...); gebunden vermöge er sich selbst zu lösen und Andere zu binden, die Kerkerthüren aufzuschließen, Bilder zu beleben, Bäume aus der Erde wachsen zu lassen, sein Angesicht zu verwandeln, Thiergestalten anzunehmen, Gold zu machen, Könige ein- und abzusetzen. Viele dieser Leistungen lassen sich daraus erklären, daß er in den Andern die Vision erzeugte, es geschehe Das, was er wolle.“ (Perty, S. 358)

Wir entnehmen dieser Schilderung der magischen Fähigkeiten des Simon (wie Gold machen etc.) durchaus auch Mätzchen. Indes, ist Gott in uns ein Mätzchen? Nein, alles andere als das! Was fangen wir demnach mit Gott in uns an? Wir beginnen mit „ihm“ das Wichtigste überhaupt Vorstellba-

re, nämlich wir wirken mit „seiner“ Hilfe auf unsere Gesundheit ein. Dies vollziehen wir mit Gebeten oder – besser noch – heutigentages mit den von dem großartigen Emile Coué vorgeschlagenen Sprüchen. Und wir stellen fest: sie, diese kurzen, positiven Sprüche, sie wirken. Gott (unterbewußt) in uns. Ja, so beweist man unter anderem Gott, und nicht, indem man – vermutlich höchst vergeblich – „Gold macht“ oder „durch Wände schreitet“.

Indes, die Menschen, anstatt schlicht und einfach auf ihre unentbehrliche Gesundheit zu achten, hängen leider stets am Äußerlichen:

„Man führte einst dem h. Macarius von Egypten einer ansehnlichen Frau zu, welche angeblich durch Zauberei in eine Stute war verwandelt worden; ihr Mann und Alle, die sie sahen, hielten sie für ein wahres Pferd, und sie blieb drei Tage und Nächte ohne alle Nahrung; auch die Priester konnten nichts zu ihrer Hilfe thun. Man führte sie nach der Einsiedelei des Macarius, welchem Gott schon geoffenbart, daß sie kommen werde.

Seine Jünger, sie ebenfalls für ein Pferd ansehend, wollten sie abweisen. Er aber schalt sie: Ihr seid wahre Thiere, daß Ihr Euch einbildet, Ihr sähet Etwas, was nicht ist; dieses Weib ist nicht verwandelt, sondern Eure Augen sind verblendet. Darauf goß er Weihwasser über ihr Haupt und sie erlangte augenblicklich in den Augen der Andern ihre wahre Gestalt, und M. sagte ihr, sie mit ihrem Manne entlassend: Besucht die Kirche fleißiger, denn dieses ist Euch zur Strafe widerfahren, weil Ihr fünf Wochen lang die h. Sacramente nicht empfangen habt.“ (Perty, S. 359)

Christliche, kirchliche Magie. Da sind der Teufel und ein gewisser, aus Goethes berühmtem Drama wohlbekannter, abenteuerlicher, im Erkenntniswahn alle Grenzen überschreitender Faust uns wohl bekannt:

„Die Mütze des h. Franciscus Xaverius sollte die besondere Kraft haben, Frauen fruchtbar zu machen. ... Melanchthon sagt in seinen Tischreden, er habe Faust gekannt, derselbe sei von Knittlingen in

Württemberg (eine Stunde von Bretten, dem Geburtsort Melanchthons) gewesen und in einem Dorfe Württembergs vom Teufel getödtet worden. Er war ein arger Wüstring vom schlechtesten Lebenswandel. In Hauber's Bibl. mag. ... befindet sich Fausts Portrait nach einem alten Kupferstich... Spanien hatte auch eine Art Faust: den Arzt Toralba, der im 16. Jahrhundert lebte, einen guten Dämon mit Namen Zechiel zu haben behauptete, der ihm die Zukunft offenbarte, Heilmittel kennen lehrte, ihn durch die Luft von Spanien nach Rom, von Rom nach Venedig führte, aber ihn doch nicht vor der Inquisition schützen konnte, die ihn nur auf Verwendung des Großadmirals von Castilien begnadigte.“ (Perty, S. 359)

Es sei hierzu angemerkt, jede und jeder hat einen Dämon (einen guten Geist der Seele). Was die Heilmittel in diesem Zitat betrifft, so wirkt man, wie oben dargestellt, am besten selbst als „Heilmittel“, indem man eben diesen guten, uns innewohnenden Geist beeinflußt. Im Zitat mischen sich indes er-

neut Realität und überschwängliche Fantasie.

Nachfolgend erfahren wir wieder vom wüsten Treiben des Satans, aber auch von einem hilfreichen, rettenden Engel, der uns gerade rechtzeitig noch beisteht:

„Folgende Fälle sind kaum ohne Annahme zauberischer Einwirkung zu erklären. – Ueber die bereits von Becker angeführte Geschichte im dänischen Seeland, am Anfang des 17. Jahrhunderts... Die Frau des Hauses selbst hat ursprünglich den Bericht niedergeschrieben. Der Anfang war, daß diese Frau Anna und ihr Mann einen Ton unter ihrem Bette, wie das Glucksen einer Henne vernahmen. Bei der Frau, der Magd und den Kindern stellten sich schreckhafte Visionen ein, die Thüren wurden gewaltsam aufgerissen, ein Nefte in die Luft erhoben und dort schwebend erhalten und man konnte ihn mit aller Gewalt nicht niederziehen, wobei seine Glieder vollkommen starr waren, man hörte eine brüllende Stimme, sah hin- und herfahrendes Feuer. Nament-

lich wurde dieser Jüngling angefochten, vom Satan, wie er angab; er kreuzigte ihn öfters und machte ihn starr und drohte ihn weg zu führen. Die Visionen dauerten bei allen Hausgenossen fort; Gesicht und Hände einiger schwollen furchtbar auf. Auch Besucher wurden betroffen. Ein Hündchen ward von unsichtbarer Hand gegen den Boden geschlagen, herumgeschleift, dann wie wüthend und mußte getödtet werden. Eines Tages kämpfte jener Neffe mit dem Satan und wurde von ihm befreit; dankend reichte er einem unsichtbaren Engel, der ihm beigestanden, die Hand.“ (Perty, S. 360)

Kampf zwischen Faust und dem Satan, wobei sich der Satan Fausts Erkenntnistrieb zunutze macht, denn Faust will alles Menschenmögliche und -unmögliche erfahren. Wie ist der Satan oder das Schlechte und das Böse zu beurteilen? All dies, was uns böse erscheint (sei es auch nur, einen Stein den Berg hinauf zu schleppen), ist der menschlichen Gesellschaft und Verfassung geschuldet. Selbige, gerne gierig auf Profit,

will vorankommen. Und geht dabei durchaus auch über Leichen.

Wenn wir von Gott sprechen, dann müssen wir bedenken, daß Gott NEUTRAL ist. Er ist also gut UND böse. Insofern, als er umsetzt, was immer WIR wünschen (insbesondere etwa auch in Sachen Gesundheit). Was uns böse erscheint, ist also unser Werk, und am Ende kann es, den aktuellen Zusammenhang überwindend, als gut erscheinen. Der Satan liegt demnach in uns selber, und wir sehen: Faust kämpft mit dem Satan, siehe da an: Faust, in unermeßlichem Wissenstrieb, kämpft mit sich selber.

Und noch etwas anderes, ebenfalls mit Gott verbunden: Gibt es diesen rettenden Engel, wie im Zitat geschildert? Antwort schlicht und einfach: ja, diesen Engel (Schutzengel) gibt es. Es gibt so viele Berichte darüber. Warum sollte man sie nicht glauben? Vielleicht denkt die eine oder andere Leserin, dieser oder jener Leser dieser Zeilen bei dieser Gelegenheit auch einmal an das eigene Leben. Das, was wir (aus eigener Erfahrung) sicher wissen, das kann uns niemand nehmen.

Die Schilderung besagter „Frau Anna“ geht weiter:

„Nun kam die Plage an dem Mann. der ‘vom Satan’ Tag und Nacht bedrängt wurde. Es lag auf ihm schwer wie ein Berg; er bekam öfters an den Seiten große Geschwülste. Die Frau hatte die schreckhaftesten Zufälle und fand im Ehebett einst eine ganze Lage von Koth. Dann wurde zuerst der Mann befreit, so daß aus seinem Kopfkissen, wo die Beunruhigung angefangen, der Dämon bei der Entfernung ein Stück aus dem Ueberzug herausschlug, daß die Federn herumflogen. Gleich darauf erkrankte der neunjährige Sohn; es lief wie etwas Lebendiges in seinem Leibe, hier und dort nagend; er wurde mit seiner Bettstätte zwei Ellen hoch in die Luft gehoben und hin- und herbewegt, auf den Kopf gestellt, seine Glieder in einander geflochten, er auf hohe Balken geführt, über die Mauer geworfen, starr wie ein Stein. Die Hausfrau war einst in der Abendpredigt, da schien es ihrer zu Hause gebliebenen Mutter, als werde

sie von der Tochter mißhandelt, indem ihr diese die Schuhe von den Füßen ziehe und sie damit schlage. Der Hausfrau wurden bloße Messer auf die Brust gesetzt, das Gesicht des Mannes bespien. Dieser starb endlich, die Geschichte dauerte noch zwei Jahre, nachdem Kirchengebete usw. nichts geholfen hatten; dann hörte sie von selbst auf.“ (Perty, S. 360)

Wie erklärt sich solches, das zum Teil an Bizarrheit kaum zu überbieten ist. Sind das im wesentlichen, vielleicht auch etwas übertrieben, die Folgen der Vorstellungen der handelnden Personen? Oder, man sollte auch dies nicht ganz außer Acht lassen, wurden sie dergestalt von mißgünstigen Außenstehenden in einer in diese Richtung deutenden Art behandelt? Denn man darf ja nicht übersehen: das Ganze hörte ja irgendwann dann auch wieder auf; der Grund war verschwunden. War demnach der Täter oder die Täterin da draußen gegangen? Interessant hierzu ist die Analyse des zitierten Autors Perty:

„Offenbar liegt hier eine Krankheit der ernstesten Art zu Grunde, die vom Nervensystem ausgehend das Gehirn in Mitleidenschaft zog und hiemit die Visionen und Starrkrämpfe hervorrief. Es ist möglich, daß sie in dieser wohlhabenden und geachteten Familie nicht von selbst entstand, sondern durch zauberische Einwirkung Lebender, feindselig Gesinnter herbeigeführt wurde, was auch die Meinung der Frau Barscher war, welche in ihrem Bericht sagt, daß der Knabe genas, nachdem die Urheber ihres Unglücks ihre Schuld gebüßt hätten. Dies bezieht sich darauf, daß wirklich eine Weibsperson als teuflischer Zauberkunst verdächtig hingerichtet wurde.“ (Perty, S. 360 f)

Sollen wir also die Hexenprozesse (mit der Hinrichtung vieler, vieler Unschuldiger) wieder beginnen? Nein, wir sollen nicht. Aber wir sollen darüber selber nachdenken.